

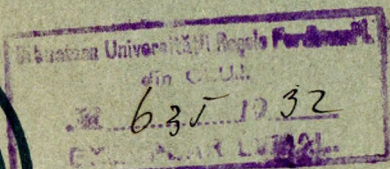
5/10

Wäitland

VOM GEISTIGEN LEBEN DER AUSLANDDEUTSCHEN ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Sonderheft zum
Landwirtschaftlichen Hochschulkurs
in Siebenbürgen



6. JAHR

1. 2. HEFT

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

Hermannstädter allgemeine Sparkassa

Hermannstadt-Sibiu

Arad, Bistritz, Diciosänmărtin, Elisabethstadt,
Klausenburg, Kronstadt, Lovrin (Banat), Me-
diasch, Neumarkt a. M. (Tg.-Mureş), Sächsisch-
Regen, Temeswar

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Gegründet 1841

Mutteranstalt der
siebenbürgischen
Raiffeisengenossenschaften

Kapital und offene Reserven rund
Lei 230.000.000,-

Befasst sich mit allen
Bankgeschäften



Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

1. u. 2. Heft

Januar u. Februar 1931

6. Jahrgang

Die Landwirtschaftskrise und die Aufgaben unserer sächsischen Landwirtschaft

von Abgeordneten Fritz Connert-Hermannstadt

Die gegenwärtige Agrarkrise hat allgemeinen Charakter. Sie erstreckt sich sowohl auf agrare Überschuß- als auch Zuschußgebiete. Sie ist eine Weltkrise und zurückzuführen auf ein Überangebot von landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Aus der Tatsache, daß es sich um eine Weltagrarkrise handelt, ergibt sich zugleich die ungeheure Schwierigkeit ihrer Lösung. Jene Staaten, die auf den Import landwirtschaftlicher Erzeugnisse angewiesen sind, haben noch am ehesten die Möglichkeit, durch hohe Zölle ihrer Landwirtschaft zu Hilfe zu kommen. Und von dieser Maßnahme wird von diesen Staaten heute auch in großem Umfange Gebrauch gemacht. Dieses hat natürlich wiederum seine Rückwirkung auf die landwirtschaftlichen Überschußländer, die ihrerseits nach Maßnahmen suchen, den Export ihrer Erzeugnisse zu fördern. Die mittel- und osteuropäischen Agrarstaaten machen den Versuch, eine gemeinsame Front aufzurichten. Wie es den Anschein hat, allerdings ohne viel Aussicht auf Erfolg.

Für die rumänische Landwirtschaft gibt es heute im Kampfe um ihre Existenz zwei Fragen, deren Lösung eine überragende Bedeutung zukommt. An der Spitze steht die Frage des Absatzes. Rumänien ist nicht nur auf die Ausfuhr von Getreide, sondern auch von Vieh, tierischen Erzeugnissen, Wein, Obst, Gemüse usw. angewiesen. Die Förderung der Ausfuhr dieser Erzeugnisse ist die allerwichtigste Aufgabe unserer Wirtschaftspolitik. Die erste Folgerung, die daraus gezogen werden müßte, wäre die Aufhebung der Ausfuhrzögen und sämtlicher Belastungen des Exportes. Dieses scheint uns das nächstliegende und wirksamste Mittel zu sein, unserer Landwirtschaft zu Hilfe zu kommen. Im Interesse der Förderung der Ausfuhr müßte ferner die Gewährung von bedeutenden Frachterleichterungen in Betracht gezogen werden. Wenn es außerdem noch möglich wäre, auch Ausfuhrprämien zu zahlen, um so besser. Doch sehe ich die Voraussetzungen



hierfür bei der schlechten Lage unserer Staatsfinanzen nicht gegeben. Im Interesse unserer Ausfuhrförderung ist außerdem eine der wichtigsten Voraussetzungen der günstige Abschluß von Handelsverträgen.

Als das nächstwichtigste Problem unserer Landwirtschaft ist die Kreditfrage zu nennen. Unsere Landwirtschaft ist heute zum großen Teile überschuldet. Diese Tatsache ist um so schwerwiegender, als der Zinsfuß in der heutigen Höhe von 18—20%, und vielfach auch noch darüber, — untragbar ist. Die Lösung der landwirtschaftlichen Kreditfrage ist der Regierung bis heute trotz aller Bemühungen nicht gelungen. Sie hat zur Voraussetzung die Mitwirkung ausländischen Kapitals; diese aber war bis heute aus mannigfachen Gründen nicht zu erreichen.

Trotz der großen Wichtigkeit und Notwendigkeit wirtschaftspolitischer Maßnahmen zur Förderung unserer Landwirtschaft, dürfen wir uns aber nicht vielleicht der Hoffnung hingeben, die Lösung der Wirtschaftskrise von staatlichen Maßnahmen allein zu erwarten. Vielmehr müssen wir uns vor Augen halten, daß sich der Einzelne nur behaupten kann, wenn er seine Wirtschaftsführung und seine ganze Lebenshaltung den heutigen schicksalsmäßig gegebenen Umständen anpaßt.

Wenn wir nach Mitteln und Wegen Umschau halten, die zur Behauptung unserer Landwirtschaft in der gegenwärtigen Krise geeignet sind, müssen wir, wie ich glaube, von vorneherein die Tatsache ins Auge fassen, daß der durchschnittliche Grundbesitz der sächsischen landwirtschaftstreibenden Bevölkerung nur ein sehr geringer ist. Die Betriebsgröße beträgt im Mittel nur 10,7 Joch. Diese kleine Fläche muß uns nicht nur den Lebensunterhalt liefern, sondern auch die Mittel zur Erhaltung unserer Kulturrüstung im weitesten Sinne des Wortes. Dieses scheint mir aber nur möglich zu sein, bei einer verhältnismäßig intensiven Wirtschaft. Der Gedanke, unsere Landwirtschaft vielleicht durch Ertenstivierung konkurrenzfähiger zu machen, ist meiner Ansicht nach nicht gangbar. Es besteht für uns vielmehr die Aufgabe, durch Anwendung der Ergebnisse der praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft unsere Wirtschaft lebensfähig zu gestalten. Man wird deshalb mit Recht sagen müssen, daß der allgemeinen und der beruflichen Ausbildung unseres Bauernstandes die ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Letzten Endes hängt auch die Überwindung von wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Grunde genommen von den inneren Kräften der Menschen ab. Daher die grundlegende Bedeutung der Erziehung und Ausbildung in Familie und Schule und der beruflichen Ausbildung in Fachschulen und durch die Tätigkeit landwirtschaftlicher Vereinigungen.

Wollen wir hier die unmittelbar praktischen Aufgaben anführen, deren Lösung die Krise von unserer Landwirtschaft verlangt, so wäre kurz folgendes zu sagen:

Die wichtigste Aufgabe ist die Anpassung unserer landwirtschaftlichen Betriebe an die gegebene Wirtschaftslage. Nicht nur die Lage auf dem

Weltmärkte, sondern vor allem auch die rumänische Marktlage zwingt die siebenbürgische Landwirtschaft, den Getreidebau zugunsten anderer Wirtschaftszweige möglichst einzuschränken. Das Schwergewicht haben wir auf die Tierzucht zu legen, insbesondere auf die Rinder- und Schweinezucht. Als ein Nebenzweig kommt noch die Geflügelzucht in Betracht. Infolge der steigenden Nachfrage nach Obst darf auch der Obstbau bei uns als aussichtsreich angesehen werden.

Welche Produkte wir aber auch immer erzeugen mögen, so muß unser Bestreben auch dahin gehen, durch einen rationellen Betrieb die Erzeugungskosten möglichst herabzudrücken. Wir müssen uns vor Augen halten, daß wir die allgemeine Preisgestaltung nicht beeinflussen können, um so mehr aber können wir die Erzeugungskosten durch richtig getroffene Maßnahmen herabdrücken. Es sei z. B. daran erinnert, wie durch Auswahl der leistungsfähigsten Milchkühe und ihre entsprechende Fütterung und Pflege die Kosten der Milch in hohem Maße beeinflusst werden können. Eine Voraussetzung billiger Erzeugung ist nicht nur die Richtigkeit der getroffenen betriebswirtschaftlichen Maßnahmen, sondern auch die Vermeidung aller technischen Fehler und Unterlassungen. Da muß aber gesagt werden, daß unsere Landwirte noch vielfach außerordentlich mangelhaft wirtschaften. Es kann kein Zweifel bestehen, daß allein nur durch zweckentsprechende Durchführung der im Betriebe vorkommenden Arbeiten und Maßnahmen die Erträge unserer Wirtschaften ohne Mehrkosten ganz beträchtlich zu steigern wären.

Es handelt sich aber nicht nur darum, die landwirtschaftlichen Produkte billig zu erzeugen, sondern auch in hervorragender Güte. Denn die Qualität beherrscht heute den Markt. Die charakteristische Note der heutigen Landwirtschaft ist ja gerade die Jagd nach dem Absatz, nach dem Markte. Und nur Qualitätsware kann heute zu annehmbarem Preise auf dauernden Absatz rechnen und auch dann nur, wenn sie in entsprechend großen Mengen der gleichen Beschaffenheit in den Verkehr gebracht wird.

Es genügt aber nicht, daß der Landwirt sich heute nur mit der Erzeugung befaßt, sondern er muß auch alles daran setzen, seine Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Er muß an den Konsumenten herankommen. Die Lösung dieser Aufgabe ist besonders unter unseren kleinen Verhältnissen ohne gemeinsames Vorgehen, sei es nun durch genossenschaftlichen Zusammenschluß oder auf anderem Wege, nicht möglich.

Aber auch die restlose Lösung der hier kurz skizzierten Aufgaben sichert unserem auf kleinem Besitz wirtschaftenden sächsischen Bauern unter den heutigen Verhältnissen noch immer nicht seine Existenz, wenn er meiner Ansicht nach nicht noch zwei wichtige Voraussetzungen erfüllt. Die erste ist die äußerste Ausnützung der eigenen Arbeitskräfte. In der eigenen Wirtschaft muß zuerst die Betätigung für den Wirtschaftsleiter und seine Familie gesucht werden. Wo diese aber nicht in vollem Maße möglich ist, da darf man sich nicht scheuen, auch in fremde Dienste zu treten.

Und die zweite Voraussetzung ist die äußerste Sparsamkeit im Haus und Wirtschaft. Wenn die Erzeugnisse unserer Landwirtschaft so billig sind, dann muß gespart werden, weil sonst der wirtschaftliche Rückgang nicht aufgehalten werden kann.

Moderne Grünlandwirtschaft

von Universitätsprofessor Dr. Jörn, Breslau-Schweinitz

Nach dem Weltkrieg hat sich in einer Reihe von Ländern auf landwirtschaftlichem Gebiet eine Bewegung entwickelt, die, besonders von Deutschland ausgehend, als „Grünlandbewegung“ bekannt geworden ist. Diese Grünlandbewegung hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Grünland, worunter Wiesen, Dauerweiden und Feldfutterbau verstanden werden, ähnlich wie es für den Ackerbau in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, zu viel höheren Erträgen nach Menge und Güte des Futters zu bringen, um die nötige Futtergrundlage für leistungsfähigere Haustiere zu schaffen.

Das Grünlandproblem kann erst recht verstanden werden, wenn man die geschichtliche Entwicklung der Grünlandbewirtschaftung betrachtet. Wie heute noch in einer Anzahl von Ländern, spielte das Grünland, insbesondere Gemeindegütungen, Schafweiden, ertragarme Wiesen früher auch in Deutschland eine große Rolle. Die früher geringen Ansprüche der damaligen Viehbestände und die geringen Leistungen, welche von ihnen verlangt wurden, konnten mit auf solchem Grünland gewonnenem Futter auch einigermaßen befriedigt werden. Mit der zunehmenden Industrialisierung stieg aber gegen das Ende des Jahrhunderts besonders in Deutschland die Nachfrage nach tierischen Produkten und damit das Interesse an einer zunächst vermehrten Futtermittelversorgung des Viehbestandes der landwirtschaftlichen Betriebe. Der Weltkrieg unterbrach dann die starke Einfuhr von Kraftfuttermitteln aus dem Ausland und führte zwangsweise zur größeren Beachtung der heimischen Futterquellen in den vorhandenen Wiesen, Dauerweiden und Feldfutterflächen.

Diese Verbesserungsmaßnahmen gelten zunächst der Wiese, die als ein besonderes Stiefkind auch des deutschen landwirtschaftlichen Durchschnittsbetriebes angesehen werden konnte, andererseits gerade für mitteleuropäische Verhältnisse sehr wichtig ist, weil die lange Winterfütterzeit in diesen klimatischen Verhältnissen eine große Menge von Grundfutter voraussetzt. Dieses Grundfutter kann in hervorragender Weise durch gutes Heu beschafft werden. Mit gutem Heu und Rüben oder Maissilage kann man, insbesondere in der Milchviehhaltung, ganz außerordentlich hohe Leistungen erzielen und namentlich die Erzeugungskosten der Milch viel günstiger gestalten als mit einem hohen Kraftfutteranteil.

Bei der Ernährung unserer Haustiere, von denen wir hohe Leistungen verlangen müssen, kommt es nun auch ganz besonders auf die wertvollen Nährstoffe

Eiweiß und Mineralsalze in der Futterration an. In dem üblichen Heu, wie es von unseren europäischen Durchschnittswiesen gewonnen wird, ist der Gehalt an verdaulichem Eiweiß und Mineralstoffen jedoch für leistungsfähige Tiere zu gering. Durch entsprechende Kultur der Wiesen, durch entsprechende Düngung, durch verbesserte Pflege, durch zeitlich richtige und richtig durchgeführte Heuernte, endlich durch Verwendung hochgezüchteten bodenständigen Saatgutes bei der Neuanlage von Wiesen ist es möglich, den Eiweißgehalt und auch den Mineralstoffgehalt, der gerade für eine entsprechende Milchleistungsfähigkeit so außerordentlich wichtig ist, von durchschnittlich 3,5% bis auf 10—15% zu steigern. Damit wird aber von der Wiese statt Raufutter Kraftfutter gewonnen, der landwirtschaftliche Betrieb geschlossener in seinem Wirtschaftskreislauf. Nicht immer führen die sogenannten wirtschaftlichen Verbesserungsmaßnahmen ohne Umbruch der Wiese zum Ziel, und es gibt nicht wenige erfahrene Sachverständige auf dem Gebiete der Grünlandwirtschaft, die viele Wiesen für umbruchreif halten, und durch Radikalmaßnahmen die Futtergrundlage unserer Haustierzucht und Haustierhaltung möglichst schnell und grundlegend zu verbessern suchen. In sehr vielen Wiesenflächen fehlt namentlich auch das heute als so wichtig erkannte Bakterienleben im Boden, das hauptsächlich nur mit Hilfe des Umbruchs und nachfolgendem Ackerbau mit reichlicher Anwendung von animalischem Dünger in den Boden gebracht werden kann.

Gutes Wiesenheu ist von ganz besonderer Bedeutung weiter für die Aufzucht unserer jungen Tiere, ganz besonders für Kälber, Lämmer und Fohlen, verbilligt die Aufzucht und macht die Tiere geeignet, in späterer Zeit große Mengen von billigem Wirtschaftsfutter auszuwerten. Um die wertvollen Nährstoffe, namentlich das leicht verdauliche Eiweiß, im Wiesenheu zu gewinnen, ist es aber besonders auch notwendig, die Wiese öfter zu schneiden, und zwar immer im jugendlichen Wachstumsstadium. Allein mit Hilfe von eiweißreichen Futtermitteln können wir die selbst in unseren primitivsten Landrassen vorhandenen schlummernden Leistungsanlagen entwickeln, wie ich durch Versuche mit ganz primitiven Landrassen habe zeigen können.

Eine wichtige Maßnahme der Wiesenverbesserung ist nach der Regulierung der Wasserverhältnisse, die vielfach noch außerordentlich verbesserungsbedürftig sind, die Unkrautbekämpfung. Die Wiesen sind vielfach zu 50—80% verunkrautet, wobei die häufigsten Unkrautpflanzen wie Löwenzahn, Wegerich, Gänseblümchen usw. als Blattrosetten am Boden liegen, den wertvollen Wiesenpflanzen Luft, Licht und Raum wegnehmen und den Ertrag der Wiesen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ sehr ungünstig beeinflussen.

Neben der Wiese spielt die Dauerweide in ganz Europa in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Rolle. Zunächst war es hauptsächlich die erkannte Notwendigkeit, unsere durch jahrzehntelange Stallhaltung gegen Krankheiten und Seuchen aller Art anfälliger gewordenen Haustiere in ihrer Gesundheit zu kräftigen und sich vor den großen Schäden der Seuchengänge zu bewahren. Das war der erste Anlaß,

der schon vor dem Kriege zum Weidegedanken geführt hat. Mit diesem Weidegedanken allein ist fälschlicherweise die Grünlandbewegung vollkommen verknüpft worden, obwohl damit nur ein kleiner Teil der modernen Grünlandwirtschaft erfasst wird.

Ein weiterer Grund für die Ausdehnung der Dauerweiden ist sicher in den immer schwieriger werdenden Arbeiterverhältnissen auf dem Lande zu suchen. Der Weidebetrieb erfordert erheblich weniger Arbeits- und Zugkraft, auch weniger Maschinenanwendung und Maschinenkapital als alle anderen Betriebszweige. Man bezeichnet ihn daher mit Recht als arbeitsextensiv. Besonders günstig für den Weidebetrieb ist die dadurch ermöglichte günstige Arbeitsverteilung, besonders zu Bestell- und Erntezeiten.

Tierzüchterisch bietet die Dauerweide Vorteile, die gerade in dem heutigen Streben nach hohen Leistungen vom Einzeltier gar nicht genug beachtet werden können. Dauernde hohe Leistungen, wie wir sie heute aus Rentabilitätsgründen von allen unseren Haustieren verlangen müssen, ohne zu Rekordleistungen kommen zu wollen, sind nur auf der Basis kräftiger Konstitution und natürlicher Aufzucht bei Licht, Luft und Bewegung möglich. Hier bietet die Weide einen Ausgleich gegenüber den großen Anforderungen an den tierischen Organismus. Es ist daher kein Zufall, daß die wissenschaftliche landwirtschaftliche Tierzucht das Konstitutionsproblem augenblicklich besonders überall beschäftigt.

Endlich hat man erst in den letzten Jahren erkannt, welcher hoher Wert einer intensiv betriebenen Dauerweide vom Standpunkt einer sachgemäßen tierischen Ernährung zukommt. Nur die Dauerweide bietet die wichtigen Nährstoffe, namentlich das Eiweiß und die Mineralstoffe und Vitamine in einer Form, wie wir sie nie in gleich hochwertiger Qualität kaufen können, denn sie bietet die Nährstoffe in der grünen lebendigen Substanz. Besonders wichtig ist das natürlich für die wachsenden Tiere und man hat nicht mit Unrecht von einem Grünlandaufbau der modernen Tierzuchten gesprochen, der die sicherste Gewähr für dauernde wirtschaftliche Erfolge bietet. Entsprechende Düngung, namentlich Nachdüngung mit Stickstoff, sowohl künstlichem wie animalischem, entsprechende Weidetechnik gibt uns außerordentliche Futtermassen von hochwertigstem Futter auf der Weide, das in billigster Weise ohne großen Transport, ohne Trocknungsmethoden, ohne Verluste von dem Vieh selbst erworben wird.

Es soll bei der Betonung des Weidegedankens nicht der planlosen Anlage von Dauerweiden das Wort geredet werden. Der modernste Grünlandgedanke befürwortet ja überhaupt nicht eine Ausdehnung des Grünlandes, sondern nur eine viel intensivere Bewirtschaftung des vorhandenen Grünlandes, wobei nicht selten die Grünlandflächen sogar bei der Erzielung höherer und wertvollerer Futtermengen eine Einschränkung erfahren haben. Unter allen Umständen ist aber, wo Zucht betrieben wird, für die wachsenden Tiere Weidemöglichkeit notwendig, und es wird überall Flächen geben, die dafür verwendet werden können. Auch für die Milchkuhe hat sich die Dauerweide vielfach als eine Wirtschaftsweise erwiesen, die, wenn richtig betrieben, höhere Reinerträge pro

Hektar liefert als die besten Feldfrüchte, Weizen und Zuckerrüben. Wo dem Kleinbetrieb die Anlage einer Dauerweide nicht möglich ist, sollte für das heranwachsende Jungvieh mindestens mit einer Genossenschaftsweide Hilfe geschaffen werden.

In dritter Linie ist es der Feldfutterbau, welcher quantitativ wie qualitativ die Futterbasis für unsere Viehbestände außerordentlich günstig beeinflussen kann. Ich erwähne hier nur den Zwischenfruchtbau, die Bedeutung der Luzerne, des Silomais, des Klees, der Gemenge usw. Hier vermag man mit Hilfe einfacher Silos unsere Viehbestände billiger und leistungsfähiger als früher zu ernähren.

So bietet moderne Grünlandwirtschaft die wichtigste Grundlage nicht nur für eine vermehrte Beschaffung wertvollen Futters im eigenen Betrieb, sondern sie bildet auch das Fundament für den Aufbau einer gesünderen und leistungsfähigeren Viehzucht und die Aussicht auf größere wirtschaftliche Erfolge des einzelnen landwirtschaftlichen Betriebes.

Die Not der Bäuerin und ihre Folgen in Deutschland

von Universitätsprofessor Dr. Münzinger-Hohenheim

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Zwei Erscheinungen prägen das heutige Leben der Bäuerin: Arbeitsüberlastung und geringer Arbeitsertrag. Beide machen in einer Zeit des Materialismus den Beruf der Bäuerin zu einem wenig verlockenden, beide sind die Ursachen der Landflucht der weiblichen Dorfjugend, beide der Grund des Seltenwerdens der Bäuerin auf dem Lande selbst.

Es ist dies heute anders, als es früher wohl gewesen ist. Die ganze Stellung der Bäuerin im Bauernbetriebe, fest gefügt und begründet durch jahrhundertalte Gewohnheit hat sich verschoben. Einmal thronte und herrschte die Bäuerin als unumstrittene Herrscherin in ihrem Reiche, es war die Zeit, als die bäuerliche Landwirtschaft noch eine reine Hauswirtschaft war, als sie nur das erzeugte, was die Bauernfamilie zum Leben brauchte, als die ganze Sippe des Bauern auf dem Hofe blieb und in die häuerliche Familienwirtschaft mit eintrat, als im Bauernbetriebe nicht der Verdienst im Vordergrund stand, sondern die Versorgung, und als es noch nicht ums Geld ging, sondern um Vorräte. Auch damals hat es der Bäuerin sicher an Arbeit nicht gefehlt, aber diese Arbeit war mehr eine leitende, betreuende.

Von dieser herrschenden und zugleich arbeitenden Stellung der Bäuerin ist nicht viel übrig geblieben. Die Bauernwirtschaft ist heute nicht mehr die frühere patriarchalische Hauswirtschaft, es steht nicht mehr der Gedanke der Versorgung im Vordergrund, sondern der Gedanke des Verdienens. Und die Sippe des

Bauern legt gar keinen Wert mehr darauf, auf dem Hofe zu bleiben, um zu arbeiten, sie läßt sich ihr Erbteil in Geld herauszahlen und sucht sich irgend einen anderen Arbeitsverdienst außerhalb des Dorfes.

Daher kommen die vollständig umgekehrten Verhältnisse, die wir heute im Bauernleben sehen. Der frühere Überfluß an mitarbeitenden Menschen ist zu einem Mangel an solchen geworden, und damit hat auch das betreuende, das leitende in der Stellung der Bäuerin aufgehört. Damit haben sich alle Betriebsarbeiten, seien sie nun in Hof, Stall oder Feld an die Bäuerin herangezogen, und sie muß versuchen, wie sie diesen vielfachen Pflichtenkreis als Mutter und als Mitarbeiterin so erfüllt, daß möglichst keines unter dem anderen leidet. Der Platz der Bäuerin erscheint durch ihre Hauptpflicht, durch die Mutterschaft stark an Haus, Hof und Stall gebunden. Aber in diesem Pflichtenkreis kann sie nur bleiben, wenn alle weiteren Arbeiten durch Gesinde oder erwachsene Familienmitglieder ihr abgenommen werden. Sonst tritt auch noch ein Teil der Feldarbeit an sie heran, und dieser Teil wird um so größer sein, und wird die Erfüllung ihrer sonstigen Pflichten um so mehr einschränken, je handarbeitsintensiver der Betrieb geführt werden muß, je mehr in ihm Weinbau, Obstbau, Hopfenbau oder Tabakbau vorherrschen, je mehr kurz gesagt Hackarbeiten bei den Kulturpflanzen nötig sind. Gerade diese Hackarbeiten sind im Bauernbetriebe vielfach ausgesprochene Frauenarbeiten, — die Frau hat bei ihnen mehr Übung und mehr Ausdauer, und unsere Bauern halten sich von diesen Arbeiten ganz gern etwas mehr zurück. So kann man sagen, daß das Lebensschicksal der Bäuerin in bezug auf die Arbeitsinanspruchnahme wesentlich abhängig ist vom Vorhandensein solcher Geschicklichkeit verlangender Arbeiten im Betriebe. Sie erhöhen die Arbeitslast der Bäuerin und müssen dieselbe bald an die Grenze der Erfüllungsmöglichkeit aller ihrer Pflichten bringen. Wo der Pflichtenkreis zu groß und zu vielseitig ist, dort muß bald die eine Lebensaufgabe unter der anderen notleiden, weil es eben unmöglich ist, mit allem fertig zu werden und alles richtig zu erfüllen.

In der Bäuerin selbst steckt ein ungeheurerer Arbeitsdrang und Arbeitsfleiß. Er liegt ihr im Blute und ist ein Erbteil der früheren Generationen. Aber auch der angeborene Arbeitsdrang kann die Möglichkeit der Erfüllung aller ihrer Pflichten nicht erhöhen. Er macht die Bäuerin vor der Zeit alt und gibt ihren Zügen das abgehegte, mißmutige und überarbeitete. In dem Bewußtsein, doch nicht mit allem fertig werden zu können, weil dazu einfach die Zeit und die Kraft nicht reicht, muß die Bäuerin auf den Gedanken kommen, sich die Arbeitspflicht dort zu erleichtern, wo dies möglich ist, ohne daß eine wirtschaftliche Schädigung dadurch erzeugt wird. Zuerst kommt ja bekanntlich das Leben. Sie wird daher zunächst alle die Arbeiten zu erfüllen trachten, die den Betrieb heben und erhalten. Das Versäumen solcher Pflichten würde sich an den Lebensmöglichkeiten der Familie auswirken. Ohne wirtschaftlichen Schaden kann sich die Bäuerin nur die Mutterpflichten erleichtern, und wenn sie auf solche Gedanken kommt, so tut sie es nur, aus der zeitlichen Unmöglichkeit heraus und um so leichter, je mehr der

Bauer in seinem Weibe nur die wirtschaftliche Seite, die Schafferin erblickt. Und wenn dieser Gedanke an sich auch gar nichts mit dem Wesen der Bäuerin zu tun hat, ihm sogar direkt widerspricht, so ist er doch nichts anderes, als eine zwangsläufige Erscheinung, die ihren Grund in den geänderten Zeitverhältnissen und nicht zuletzt in der herrschenden Ugrarnot hat. Früher trat die Bäuerin bei den notwendigen Hackarbeiten und Erntearbeiten auf dem Felde mit ihrer Arbeitskraft nur ein, wenn sich die Arbeiten anders nicht bewältigen ließen. Heute ist es anders. Die Landflucht hat den Bauernhof von Mitarbeitern entblößt, und wo die Landflucht dies noch nicht fertigbrachte, hat häufig die geringe Rente des Bauernhofes zur Abschaffung des Gesindes geführt. Und nun mußte entweder die Bäuerin diese Mehrarbeit übernehmen, oder der Betrieb mußte arbeitsextensiver geführt werden. Und das letztere geht in vielen Fällen überhaupt nicht, weil wenigstens in unseren süddeutschen Verhältnissen die geringe zur Verfügung stehende Bodenfläche ihre Bebauer nur bei intensivster Arbeit zu ernähren imstande ist. So ist das Schicksal der Bäuerin abhängig von Handarbeitsintensität und Leutenot. Und die Entwicklung scheint den Weg zu gehen, als würde in dieser Beziehung das Lebensschicksal der Bäuerin immer ungünstiger. Immer mehr muß ein Widerstreit entstehen zwischen Arbeitspflicht und Mutterpflicht, wobei die Mutterpflicht unter der Arbeitspflicht zu leiden haben wird.

Bis zu 4400 Arbeitsstunden im Jahre wurden bei Bäuerinnen festgestellt, 15 Stunden und länger währt ihr Arbeitstag, dabei soll sie noch ihren Mutterpflichten genügen und die Kinder aufziehen. Die Arbeit umfaßt einfach den ganzen Tag und ist mit einer fortwährenden Heze in den einzelnen Arbeitsverrichtungen verbunden, weil immer die eine die andere jagt und keine ordentlich erledigt werden kann. Wie viel heimliches Seufzen der Bäuerin liegt in diesen Zahlen, wie viel tapferes Aufraffen aus der so notwendigen Betruhe, wie viel mühseliges Heimschleppen auf staubigen Landstraßen, wie viel vergossene Schweißtropfen in der Sommersonnenhize, wie viel treues Ausharren in der pflichtmäßigen Arbeit, wie viel Groll gegen die Härte des Schicksals, wie viel Entkräftung und heimlich getragene Frauenbeschwerden! Die Bäuerin ist sicher heute der am meisten abgehezte Teil der bäuerlichen Familie, immer von Arbeit umgeben, die sie zeitenweise gar nicht vollständig zu bewältigen vermag, weil ihre Arbeitszeit und ihre Arbeitskraft oft in gar keinem Verhältnis stehen zu der Summe von Arbeit, die namentlich bei größerem Kindersegens tagtäglich an sie herankommt. Und aus diesem Lebenslos der Bäuerin bildet sich, wenigstens bei uns in Süddeutschland, langsam ein weiteres Problem der Bäuerin heraus. Sie fängt an seltener und seltener zu werden, weil sich die Bauerntöchter, die ja das Lebensschicksal der Bauernfrau von ihrer Mutter her kennen, lieber an einen Handwerker, an einen Angestellten oder an einen Industriearbeiter verheiraten als an einen Bauern. Das, was den Bauerntöchtern das Los der Bäuerin so wenig verlockend erscheinen läßt, ist vor allen Dingen die Notwendigkeit der harten Mitarbeit auf dem Felde neben den Haushaltungsarbeiten.

Jene Töchter pflegen meist dem bäuerlichen Berufe treu zu bleiben, die ihn von früher Jugend niemals verlassen haben. Sie kennen nichts anderes, als daß man eben vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten muß, und wenn das Dorf entfernt liegt von Stadt oder Industrie, so sehen sie auch bei den anderen Mädchen das gleiche Schicksal. Gefährlicher für ihr Verbleiben im heimatischen Betriebe ist überall der Vergleich mit anderen, denen es bezüglich der Arbeitszeit und des Arbeitsverdienstes besser geht, als ihnen selbst. Und solchen Vergleich finden sie überall, wo das Dorf in der Nähe der Stadt liegt, oder bereits stark mit Industriearbeitern durchsetzt ist. Hier fallen die Vergleiche des Lebenslozes fast immer zu ungunsten der Bäuerin aus. Hier sind auch die Lebensanschauungen der bäuerlichen Jugend bereits am meisten verändert, modernisiert. Hier ist die nächstliegende Frage bei der Wahl des Berufes oder des Mannes, wo werde ich das schönste Leben haben, wo werde ich am meisten verdienen, wo ist die Arbeit am angenehmsten und am wenigsten anstrengend?

Auch dort wird die Bauerntochter dem herkömmlichen Beruf am leichtesten untreu, wo sie durch das Dienen in der Stadt der Landarbeit und dem Lande entfremdet worden ist. Hier ist es ganz besonders der Vergleich mit dem Bauerndorf und dem Bauernleben, dann der Reiz der besseren und feineren Kleidung, des früheren Feierabends, der weniger anstrengenden und in ihren Augen weniger herabwürdigenden Arbeit, was sie der Stadt zuführt. Und dabei spielt eine nicht geringe Rolle die ganze Auffassung vom Bauerntum, wie sie der Städter vielfach hat und der er so leicht und gedankenlos Ausdruck gibt mit allem, was er mit „Bauer“ bezeichnet. Schwebt doch der Mehrzahl der städtischen Bevölkerung der Bauer vor als Ausbund der Kulturlosigkeit, der Rückständigkeit, der Verächtlichkeit, weil sich kein Stadtmensch überhaupt die Mühe nimmt, sich einmal einen richtigen Begriff vom Bauerntum und all seinen wertvollen Kulturgütern zu machen, sondern nur einer dem anderen nachredet. So muß schließlich der in der Stadt dienenden weiblichen Dorfjugend diese Stadt mit ihrer vermeintlichen Kultur und den vielfachen Möglichkeiten des Erwerbslebens, mit ihren sauberen Straßen und ihren hell erleuchteten Schaufenstern als das erstrebenswerteste vorkommen, während man schließlich selbst von der Verächtlichkeit der Bauernarbeit mehr und mehr überzeugt wird.

Man muß diese Anschauungen und diesen Mangel an Stolz und Selbstbewußtsein bei der bäuerlichen Jugend schon bekämpfen, ehe sie in die Stadt kommen und ehe ihr andere glauben machen, daß diese Stadt an sich schon höheres Lebensglück bringt, als das Dorf. Der Boden, auf dem Freude an der Natur und am Bauernleben wachsen soll, muß frühzeitig beackert und besät werden, ehe die Kinder dem Einfluß der Stadt unterliegen. Dazu gehört, daß Bauernsohn und Bauerntochter, die Liebe zum Land und zur Natur und Freude an der Bauernarbeit bekommen sollen, nach einem ganz anderen Schema unterrichtet werden, als die Stadtkinder und die Kinder der Industriearbeiter. Der Lehrer, der auf dem Lande unterrichtet und in dessen Händen der erste Kampf gegen die

Landflucht liegt, muß selbst vom Lande stammen und am besten selbst Bauernsohn sein. Er muß den Geist des Bauerntums in sich tragen, und nicht die Sehnsucht nach der Stadt und nach einer besser bezahlten Stellung in der Stadt.

So ist das Problem der Bäuerin in erster Linie aus der Frage der Arbeitserleichterung und damit der Erleichterung des Lebensschicksals entstanden. Vor allem ist es doch die starke und ununterbrochene Arbeitsheize, die die Bauern-tochter lieber einen Handwerker, einen Angestellten oder einen Industriearbeiter heiraten läßt, als einen Bauern. Daß sie versucht, ihr Lebensschicksal in bezug auf die Arbeitslast möglichst günstig zu gestalten, das darf man ihr nicht verübeln.

Man muß sich ja weiter vor Augen halten, daß auch die Schwere der Arbeit leichter zu ertragen wäre, wenn man das Bewußtsein hätte, sie bringt einen vorwärts und macht aus diesem Grunde Freude, und diese Freude regt zu weiterer Arbeit an. Aber kann hiervon unter den heutigen Verhältnissen im Bauernbetriebe gesprochen werden? Ist es nicht vielfach der schlechte Arbeitslohn, ist es nicht das Gefühl des Nichtvorwärtstommens, was die Landflucht erzeugt? Und ist es nicht der schlechte Arbeitslohn, der nur ein ganz sparsames Leben beim Bauern zuläßt?

Diese ganze Lage der Bauernschaft, namentlich die Arbeitsüberlastung der Bäuerin, der geringe Arbeitslohn, der Zwang zur äußersten Sparsamkeit hängt ganz eng zusammen mit dem volkswirtschaftlichen Problem des Bevölkerungsrückganges, der bisher durch den Kinderreichtum des Landvolkes noch ausgeglichen worden ist. Wir haben in Deutschland einen derartigen Geburtenrückgang zu verzeichnen, daß die Zukunft und das Sein des deutschen Volkes ernstlich bedroht erscheinen. Es hat längst aufgehört, ein wachsendes Volk zu sein, und ist mit der heutigen Geburtenziffer gar nicht mehr in der Lage, seinen Bestand aufrecht zu erhalten.

Heute wohnen in Deutschland noch 36% der Bevölkerung auf dem Lande, 1900 waren es noch 46% und 1875 noch 61%. Die ganze gewaltige Bevölkerungszunahme von 41 Millionen im Jahre 1871 bis 68 Millionen im Jahre 1914 ist in den Städten und Industriezentren untergekommen. Heute ist jeder dritte Deutsche ein Großstädter. Das Landvolk hat sich mehr und mehr zum Stadtvolk entwickelt, der Agrarstaat zum Industriestaat. Und als Folge davon ist die Geburtenziffer immer mehr zurückgegangen.

Um die Jahrhundertwende kamen ungefähr 37 Geburten auf je 1000 Einwohner, im Jahre 1927 noch 18. Die Geburtenziffer ist also etwa um die Hälfte zurückgegangen im Zeitraum eines Vierteljahrhunderts. Frankreich hat, um daselbe zu erreichen, ein Jahrhundert gebraucht, während wir dazu nur den vierten Teil der Zeit nötig gehabt haben.

Im Jahre 1900 entfielen auf 1000 Ehefrauen in gebärfähigem Alter durchschnittlich 280 Geburten, 1913 waren es noch 200, heute sind es nur noch 128. In Berlin gar nur noch 58, womit diese Stadt an der Spitze aller internationalen Großstädte marschiert. Dabei läßt sich nach Dr. Burgdörfer dieser Geburtenrückgang

statistisch durch die Verkleinerung der Familie sehr leicht nachweisen. Beim 1. Kind ist der Stand fast unverändert, beim 2. ein kleiner Abfall, beim 3. ein starker Abfall, beim 4. ein noch viel stärkerer, und das 5. und die folgenden Kinder sind aus der Geburtenstatistik beinahe verschwunden.

Zum Glück ist die Fruchtbarkeit der Landbevölkerung erheblich größer, als die der Stadtbevölkerung. Aber auch hier geht die Geburtenhäufigkeit zurück, schon reicht der Geburtenüberschuß auf dem Lande nicht mehr aus, um den gewaltigen Geburtenrückgang der Stadt auszugleichen. Die Geburtenziffer im Deutschen Reich ist um 10% zu klein, um auch nur den Bestand des Volkes erhalten zu können. Die durch Arbeitsüberlastung, schlechten Arbeitslohn und den Zwang der übermäßigen Sparsamkeit entstandene Landflucht verschärft diese Gefahren ganz außerordentlich, und wir haben deshalb allen Grund, die Landflucht vom volkspolitischen Standpunkt aus einzudämmen dadurch, daß wir das Bauerntum stützen und ihm helfen, wo es immer geht, sofern die Besserung aus dem Bauernhof selbst kommen soll.

Der eine Hebel zu dieser Hilfe liegt in der technischen Ausbildung, die es dem Bauern ermöglicht, seinen Betrieb rationeller zu bewirtschaften, namentlich in arbeitssparender Beziehung, der andere liegt in dem Ausbau und der Ausnützung des genossenschaftlichen Zusammenschlusses bei Einkäufen und Verkäufen, bei der Maschinenbenutzung, bei allem, wo der Bauer allein wirtschaftlich zu schwach ist. Die genossenschaftliche Idee ist dasjenige, was dem Bauern die Vorteile des größeren Betriebes eröffnen kann. Er muß sich dieser genossenschaftlichen Idee nur voll und ganz hingeben und darf die Genossenschaft nicht ansehen als diejenige Stelle, die immer noch da ist, wenn er seine Ware nicht anderweitig losbringen kann.

Wenn es richtig ist, daß eine gute Wirtschaftspolitik zugleich die beste Bevölkerungspolitik ist, so ergibt sich daraus ohne weiteres, daß es eine Existenzfrage des deutschen Volkes ist, jenen Volksteil wirtschaftlich gesund zu erhalten, der bisher den Volksbestand aufrecht erhalten und sichergestellt hat. Das ist heute keine agrarpolitische Frage mehr, sondern eine gesamtdeutsche Frage, eine Angelegenheit des Volkes und seiner Zukunft.

Aus dem überquellenden Born der Fruchtbarkeit auf dem Lande strömt den Städten die lebendige Kraft zu. Versiegt auch noch diese Kraftquelle, sei es wegen schlechter wirtschaftlicher Lage, sei es wegen der Arbeitsüberlastung der Bäuerin, woher soll dann noch eine Gesundung des deutschen Volkstums kommen? Wie lange wird es dauern, bis der Strom von gesundem Blut, der vom Lande in die Stadt strömt, versiegt, weil das Land nichts mehr abzugeben hat? Deshalb müssen wir alles daran setzen, um Bauern und Bäuerin in ihrer Arbeit und in ihren Pflichten zu stützen und zu fördern, denn auf dem Bauernhof sind noch am ehesten die gesunden Voraussetzungen eines naturgetreuen Familienlebens, in dem Kinder als Segen empfunden werden.

Aus diesem Grunde darf auch das Problem der Bäuerin nicht auf der Frage

stehen bleiben: Soll ich einen Bauer heiraten oder nicht, auch nicht auf der Frage: erlaubt mir die Lage der Landwirtschaft und meine eigene Arbeitsüberlastung einen größeren Kinderseggen oder nicht, denn heute ist doch die Bäuerin fast die einzige Mutter und die einzige Erhalterin des deutschen Volkstums. Was soll aus ihm werden, wenn auch sie ihre Mutterpflicht als eine lästige von sich wirft?

Düngung und Sortenwahl im Zuckerrübenbau

von Universitätsprofessor Dr. Kömer-Halle a. d. G.

1. D ü n g u n g

Unter den landwirtschaftlichen Kulturpflanzen nutzen, wie viele Versuche zeigen, die Hackfrüchte Stallmist und Gründüngung weitaus am besten. Es wird dies erklärlich aus dem Verlauf der Nährstoffaufnahme. Infolgedessen wird innerhalb einer Fruchtfolge am zweckmäßigsten der zur Verfügung stehende Stallmist in erster Linie den Hackfrüchten, also — neben den Kartoffeln und Feldgemüse — den verschiedenen Rübenarten gegeben. Da der Nährstoffentzug aller Rübenarten im Vergleich zu Getreide und Hülsenfrüchten groß ist, wird auch aus diesem Gesichtspunkt heraus es sich stets empfehlen, die Rüben in mittlerer bis stärkerer Stallmistdüngung zu bauen. Ja selbst eine starke Stallmistgabe wird den Bedarf nicht vollständig decken, sondern daneben wird noch eine künstliche Düngung notwendig sein.

Nährstoffentzug (nach Remy)

	Rüben dz	Dazu Blatt dz	Stickstoff kg	Phosphor kg	Kali kg	Kalk kg
Zuckerrübe	400	200	160	72	150	120
Runkelrübe	800	100	174	74	445	40
Rohlrübe	600	220	217	81	263	160
Mohrrübe	500	150	205	77	207	180
Kartoffel	240	60	90	40	170	50

Die Nährstoffaufnahme verläuft bei allen Rübenarten im Gegensatz zu Getreide nahezu gleichmäßig mit der Bildung der organischen Substanz, also über die gesamte Wachstumszeit des ersten Jahres verteilt. Dies kann uns nicht wundernehmen, wenn wir daran denken, daß alle Rübenarten zweijährige Gewächse sind.

So deutlich sich die vier Rübenarten in ihrem physiologischen Verhalten unterscheiden, so gilt doch für die Stallmist- und Gründüngung ein und dasselbe, daß wir hierin keine Unterschiede für die vier Rübenarten machen müssen. Der Stallmist muß rechtzeitig, d. h. früh gegeben werden, nur für die

Rohrüben kann er noch nach der Getreidebestellung im Frühjahr angewandt werden. Es ist gerade ein Vorteil des Rohrübenbaues, daß noch die im April und Mai anfallenden Stallmismengen in der bevorstehenden Ernte ausgenutzt werden können. Dies kann mit keiner anderen Frucht erzielt werden. Die Rohrübe trägt also in dieser Beziehung zum raschen Umlauf des Betriebskapitals bei. Zu den anderen Rübenarten sollte der Stallmist möglichst vor Neujahr gegeben werden und auch untergepflügt sein. Später gegebener Stallmist kommt in der Rüben-ernte nicht zur vollen Ausnutzung, sondern zum Teil erst in der nachfolgenden Ernte, außerdem verzögert eine späte Stallmistgabe das Ausreifen der Rüben; dieses ist besonders bei den Zuckerrüben von Nachteil, weil sie dann viel schädlichen Stickstoff enthalten und bei der Verarbeitung viel Melasse bilden. Früher haben daher die Fabriken verboten, Zuckerrüben in frischer Stallmistgabe zu bauen, jedoch ist dies längst überholt.

Die Höhe der Stallmistgabe für Rüben wird zweckmäßigerweise auf 300 dz/ha bemessen. Höhere Gaben sind nicht so wirtschaftlich; es ist richtiger, größere Flächen mit mittleren Gaben, als kleinere Flächen mit sehr starken Gaben zu befahren. Die fruchtbaren Böden, welche von Natur aus schon viel Humus enthalten, sind oft mit 200–250 dz/ha genügend gedüngt. Je roher der Boden ist, desto höhere Stallmistgaben wird man zu Rüben geben. Der Nährstoffbedarf ist aber auch durch solche nicht völlig gedeckt. 300 dz führen je ha durchschnittlich 162 kg N, 75 kg P₂O₅ und 150 K₂O zu. Jedoch schwanken diese Werte je nach der Aufbewahrung und nach der Tierart sehr. Die Ausnutzung dieser Nährstoffmengen durch Rüben ist jedoch sehr günstig. So wird die Stallmist-Phosphorsäure viel besser ausgenutzt als jene der künstlichen Düngemittel. Wir können im allgemeinen mit einer Ausnutzung der Stallmistnährstoffe durch Rüben von 33% für Stickstoff, 37% für Phosphorsäure und 40% für Kali rechnen. In vielen Fällen, besonders bei Stiefstalldünger und gut aufbewahrtem Mist, steigt die N-Ausnutzung auf 50%, die Kaliausnutzung auf 60%. Unter Zugrundelegen der ersteren Zahlen lehren von 300 dz Stallmist je ha in der Rüben-ernte wieder: 55 kg Stickstoff, 28 kg Phosphorsäure und 60 kg Kali. Die in der Ernte enthaltenen Mengen sind aber viel größer. Es sind daher neben der Stallmistgabe stets noch künstliche Düngemittel wirksam und wirtschaftlich:

Düngung je ha	Mehr- ertrag an Wurzeln dz/ha	Ohne Mineral- düngung = 100 gefeßt	Mehr- ertrag an Blatt dz/ha	Ohne Mineral- düngung = 100 gefeßt	Mehr- ertrag an Zucker dz/ha	Ohne Mineral- düngung = 100 gefeßt
60 kg N + 90 kg P ₂ O ₅ + 100 kg K ₂ O	72·09	119	96·62	132	10·17	115
90 kg P ₂ O ₅ + 100 kg K ₂ O	15·10	104	6·51	102	3·39	105
60 kg N + 100 kg K ₂ O	62·03	116	109·28	137	11·50	117
60 kg N + 90 kg P ₂ O	49·83	113	83·67	128	7·55	111

Die Ausnutzung des Stallmistes ist günstiger, wenn er nicht mit der tiefen Furche untergepflügt wird, sondern auf die tiefe Furche gefahren und flach eingearbeitet wird. Allerdings muß dieses vor Winter oder doch vor Neujahr geschehen, damit

der flach untergepflügte Stallmist soweit verrottet, daß er bei der Bearbeitung der Rüben nicht mehr stört.

Rübenbau ohne Stallmist, also in viehlosen Wirtschaften, wird in Holland und Belgien vielfach getrieben. Die dortigen Rübenwirtschaften verkaufen selbst die geringen Stallmismengen der Arbeitstiere an die Gärtnereien der Umgegend. In Deutschland sind solche Betriebe zwar auch vorhanden, aber selten. Möglich ist der Rübenbau ohne Stallmist nur bei sehr guten Bodenverhältnissen (in Deutschland die „Börde“, in Holland die Marschböden mit sehr hohem Nährstoffgehalt). Ob er auf die Dauer möglich ist, scheint fraglich. Unnatürlich ist diese Wirtschaft auch insofern, als die Abfälle des Rübenbaues durch Vieh verwertet werden müssen. Für Futter- und Kohlrüben ist die Verwertung durch den Viehmagen das Ausschlaggebende, also auch die Stallmistdüngung das wirtschaftlich Richtige. In Zuckerrübenwirtschaften können die Abfälle (Trockenschnitzel und Trockenblatt) zwar verkauft werden; aber doch nur von wenigen Wirtschaften, da sonst die Marktpreise dafür fallen. Bei Anbau von Mohrrüben wird Stallmist fehlen, sofern Speisemohrrüben in Betrieben mit viel Feldgemüsebau erzeugt werden. Der Stallmist wird hier in erster Linie den Kohlarten (Rot-, Weiß-, Rosenkohl) gegeben.

Sehr vorteilhaft für den Rübenbau ist die Verwendung von Jauche. Der hohe N-Gehalt solcher Jauche, die getrennt vom Stallmist gewonnen und aufbewahrt wird, (6—8 g je Liter) ermöglicht eine Zufuhr von 36—48 kg N/ha bei Verwendung von 6000 Litern je ha. Mit Hilfe des Jauchedrills ist die Aufbringung heute nicht mehr schwierig. Sie erfolgt am besten nach Aufgang der Rüben zwischen die Reihen. Auf den Staatsgütern des Freistaates Sachsen werden damit schon seit mehreren Jahren sehr günstige Erfahrungen gemacht. Zu Futter- und Kohlrüben wirkt die Jauche noch besser als zu Zuckerrüben. Die Unterbringung darf aber nicht flach erfolgen, sondern die Drillschare müssen 10—15 cm tief greifen. Flache Unterbringung bringt keinen Vorteil. Geeignete Jauchedrillmaschinen modernster Konstruktion liefert Drescher-Halle a. d. S.

Die Gründüngung ist eine sehr wertvolle Ergänzung der Stallmistdüngung, aber auf lange Dauer gesehen kein vollwertiger Ersatz. Der Rübenbau darf nicht allein auf Gründüngung aufgebaut werden, weil die Entwicklung der Gründüngungsmasse in trockenen Jahren ungenügend ist. Dabei kommt es weniger auf die Entwicklung der oberirdischen Masse als auf die der Wurzelmasse und auf die Stickstoffsammlung an. Der Futterrübenbau wird eher auf Gründüngung aufgebaut werden können als der Zuckerrübenbau, weil ersterer mehr in feuchten Gegenden, letzterer vorwiegend in trockenen Gegenden verbreitet ist. Daß aber eine ganze Reihe von Jahren auch Zuckerrüben nur mit Gründüngung und künstlichen Düngemitteln ohne Stallmist gebaut werden können, zeigt der zwanzigjährige Versuch in Halle mit der Fruchtfolge: 1. Wintergerste und Stoppelgründüngung, 2. Rüben, 3. Sommerweizen, 4. Kartoffeln.

Rübenenertrag in dz/ha ohne Stallmistgaben:

Jm Durchschnitt	Ohne Gründüngung „Stoppelbrache“		Gründüngung verfüttert		gef. Grünmasse untergepflügt	
	Rüben	Zucker%	Rüben	Zucker%	Rüben	Zucker%
1905/09	324·86	17·0	345·44	17·0	374·73	16·3
1910/14	234·83	18·2	259·25	18·4	281·38	18·0
1915/19	294·73	18·6	343·99	19·7	375·97	19·8
1920/26	236·27	17·3	279·43	18·1	305·71	17·5
1905/26	272·67	17·7	307·03	18·3	334·45	17·9

Auch das Unterpflügen der Gründüngung soll nicht tiefer als 20–25 cm erfolgen, ganz besonders nicht auf schwerem Boden. Falls die Gründüngung sehr üppig steht, wird sie zweckmäßigerweise mit der Scheibenegge zerschnitten. Die Unterbringung im Herbst ist besser für Rüben und auf rübenfähigem Boden, im Gegensatz zu Kartoffeln, für welche auf Sandboden Unterpflügen der Gründüngung im Frühjahr richtiger ist. Da die Rüben in der Regel auf schwererem Boden gebaut werden, kommen in erster Linie die Kleearten oder Erbsen-Wickgemenge als Gründüngung in Betracht. Für Kohlrüben wird allerdings Gründüngung nicht in Frage kommen, da das Einpflügen von frischer Gründüngung in den Frühjahr- und Sommermonaten von Nachteil ist, weil die Bakterien den Stärke- und Zuckervorrat der frischen Masse benutzen, um Eiweiß zu bilden und auf diese Weise den Stickstoff festlegen. In Wirtschaften mit starker Gründüngung zu Rüben ist der Anbau von Wintergerste stark zu betonen, da diese das Feld am frühesten räumt, so daß die Stoppelgründüngung gut eingefät werden kann, ehe Roggen- und Weizenernte beginnen.

Die Stickstoffdüngung. Alle Rübenarten sind für eine Stickstoffdüngung sehr dankbar. Unbedingt steht bei Rüben die Stickstoffdüngung im Vordergrund. Da das Wurzelsystem in der Jugend wenig entwickelt ist (besonders bei Beta-rüben), ist die N-Aneignung gering, es muß daher reichlich aufnehmbarer N im Boden vorhanden sein. Gleiches gilt für Phosphorsäure. Die gegebenen N-Düngemittel werden durch Rüben unter der Voraussetzung sehr gut ausgenutzt, daß sie nicht zu früh und auch nicht zu spät gegeben werden. Ersteres kommt selten in Frage. Das günstigste ist, leichtlöslichen N zur Bestellung zu geben, damit beim Aufgang das Wachstum stark angeregt wird. Auf diese Weise werden die Rüben am besten über die Gefahren der Jugend (Rübenfliege, Verwehungen, Trockenheit) hinweggebracht. Auch bei Pflanzung von Rüben (Kohlrüben) ist es dringend erforderlich, daß sofort Salpetersäure zur Verfügung steht. Wird dieser nicht als Jauche gegeben, so sind Salpetersalze zu verabfolgen. Da meist in einer Regenperiode gepflanzt wird, muß diese durch sofort wirksame N-Quellen bestens ausgenutzt werden. Es ist nicht nötig, daß die Gesamt-N-Menge als Salpeter gegeben wird, sondern es kann sehr wohl Ammoniak-N gegeben werden, am besten wird Leunasalpeter ($\frac{1}{4}$ Salpeter, $\frac{3}{4}$ Ammoniak) verwandt und zur Bestellung gegeben. Aber man kann auch den gesamten N als Ammoniak zur Bestellung geben, allerdings stehen dann den jungen Rüben nicht so reiche Mengen aufnehmbaren

Stickstoffs zur Verfügung, sondern erst später. Kalstickstoff hat sich zu Zuckerrüben nicht so gut bewährt, ist aber für Kohlrüben sehr geeignet, wenn er nicht erst bei der Pflanzung, sondern in der ersten Frühjahrsbearbeitung eingeackert wird. Er braucht mehrere Wochen zur Umsetzung. Zuckerrüben wird häufig und mit Vorliebe der Stickstoff in Teilgaben als Kopfdünger gegeben. Man darf dann nur Natron- oder Kalisalpeter anwenden (auch nicht Leunasalpeter oder Kaliammonsalpeter), der den gesamten Stickstoff in wasserlöslicher Form enthält. Auch in dieser Form muß der Stickstoff bis 1. Juni gegeben sein! Spätere Stickstoffgaben jeglicher Form verzögern die Zuckerbildung im Herbst, liefern große Rüben mit viel Stickstoff im Saft, so daß die Verarbeitung der Rüben schlecht verläuft, die Ausbeute an Zucker gering bleibt. Durch späte Stickstoffgaben wird das sogenannte „Ausreifen“ der Rüben aller Art verzögert. Solche Futter- und Kohlrüben halten sich schlechter in der Miete. Neben Natronsalpeter ist der Kalisalpeter ausgezeichnet für die Rüben aller Art, ganz besonders für diejenigen, die viel Kalk aufnehmen, wie die Kohl- und Mohrrüben. Vielfach hat sich der Kalisalpeter dem Natronsalpeter überlegen erwiesen (um etwa 5%). Eine Überlegenheit des Chilesalpeters ist nicht erwiesen, wenn sie auch vielfach in der Praxis angenommen wird. Leuna- und Kaliammonsalpeter sind ebenfalls sehr geeignet, wenn sie vor der Bestellung gegeben werden. Die gesamte Stickstoffernährung der Rüben auf Ammoniak abzustellen, scheint nicht ratsam. Tut man dies, so kann die erste Hälfte auf schwerem Boden ohne Bedenken eingepflügt werden. Dies hat den Vorteil, daß die Rüben in der Tiefe genügend Stickstoff vorfinden, trotzdem der billigere und schwerer bewegliche Ammoniakstickstoff Verwendung fand. Im großen Durchschnitt kann man rechnen, daß 1 kg Stickstoff 90—100 kg Zuckerrüben, 180—220 kg Futterrüben, 150 kg Kohlrüben erzeugt. Es sind also auf Grund des Preisverhältnisses hohe Gaben rentabel. In humusreichen Böden werden sich neben Stallmist 4 dz Natronsalpeter je ha, also 60 kg/ha, in humusärmeren Böden 5 dz Salpeter = 75 kg N/ha und in humusarmen Böden bis zu 100 kg N/ha bezahlt machen. Die Höchstgrenzen dieser Werte werden nur für Zucker- und Mohrrüben zweckmäßig sein, für Kohl- und Futterrüben bleibt man 15% niedriger.

Die Phosphorsäuredüngung ist bei allen Rübenarten im Gegensatz zur Kartoffel sehr wichtig. Das Aneignungsvermögen der Rübenarten für diesen Nährstoff ist offenbar in der Jugend nicht sehr stark. Zahlreiche Düngungsversuche zeigen, daß Rüben Phosphorsäuredünger lieben bei einem Nährstoffgehalt des Bodens, der für Kartoffeln und jegliches Getreide, sowie für Hülsenfrüchte völlig ausreicht. Das wurzellösliche Phosphorkapital im Boden muß sehr hoch sein. Die Bestimmungen nach der Neubauer methode müssen 8 mg wurzellösliche Phosphorsäure in 100 g Boden ergeben = 240 kg/ha, während für Weizen, Gerste und Kartoffeln 6 mg = 180 kg/ha und für Roggen und Hafer 4 mg = 120 kg/ha genügen. Auf Böden mit mehr als 8 mg P_2O_5 nach Neubauer kann der Ertrag an Zuckerrüben durch Phosphorsäuredüngung nicht weiter gesteigert werden.

8 mg P_2O_5 ist mit Sicherheit als Grenzzahl für rentable Phosphorsäuredüngung bei Zuckerrüben anzusprechen. Werden in einem Boden nach Neubauer 8 oder mehr als 8 mg P_2O_5 festgestellt, dann kann auf diesen Böden selbst zu Zuckerrüben die Phosphorsäuredüngung unbedenklich erspart werden, da keine Ertrags-erhöhungen zu erwarten wären. Liegen die Phosphorsäurezahlen der Neubauer-Analyse eines Bodens jedoch unter 8 mg, wie dies in den meisten Fällen zutrifft, dann muß eine mehr oder weniger starke Phosphorsäuredüngung ver-abfolgt werden, wenn Höchsternten an Zuckerrüben erzielt werden sollen. Für die dann notwendigen Düngergaben sind Anhaltspunkte ermittelt worden. Folgende Tabelle gibt darüber Aufschluß:

Phosphorsäure-Düngetabelle für Zuckerrüben.

Es sind kg/ha wasserlös. P_2O_5 zu düngen, wenn die P_2O_5 Neubauerwerte betragen:

Neubauerwerte	0-1.5 mg	1.6-2.5 mg	2.4-4 mg	4.7-6 mg	6.1-8 mg
1. neben 250 dz/ha Stallmist =					
60 kg P_2O_5	72	54	45-36	36	36-18
2. neben 400 dz/ha Stallmist =					
100 kg P_2O_5	40	27	24-18	18	—

Wenn auch diese Angaben nicht den Anspruch erheben, in allen Fällen unbedingd das Richtige zu treffen, so sind sie heute doch als sicher genug für die landwirtschaftliche Praxis anzusprechen, und ihr Wert wird jedem denkenden Landwirt, der bisher seinen Zuckerrüben nur nach Gutdünken sowohl Phosphor-säure als auch die anderen Nährstoffe verabreichte, besonders klar werden.

In den Versuchen von Gerlach in Pentkowo (Posen) erzeugten 80 kg P_2O_5 je ha auf den Parzellen ohne Stallmistgabe 41.8 dz Rüben und 16.7 dz Blatt mehr gegenüber den Parzellen ohne P_2O_5 . Wurden jedoch diese 80 kg P_2O_5 zu einer Stallmistgabe von 300 dz/ha hinzugegeben, so erzeugte die gleiche Phosphor-säuregabe von 80 kg/ha nur 17 dz Rüben und 28.3 dz Blatt. Man kann im all-gemeinen rechnen, daß 1 kg P_2O_5 20 kg Rüben erzeugt auf einem Boden, der weniger als 8 mg Neubauerwert aufweist. Phosphorsäuredüngung wirkt auch günstig auf den Zuckergehalt und damit auf den Nährwert der Rüben.

Nicht nur bei Zuckerrüben, sondern auch bei Futter-, Mohr- und Kohlrüben wird leichtlösliche Phosphorsäure angebracht sein, damit sie rasch zur Wirkung kommt. Immer wieder beobachten wir, daß gerade das Jugendwachstum der Rüben durch Phosphorsäurevorrat sehr günstig beeinflusst wird. Phosphor-mangel-Rüben können erst 2-3 Wochen später verzogen werden als solche, die mit Phosphor gut versorgt sind. Die Ausnutzung der Phosphorsäure des Stall-mistes sowohl als auch der künstlichen Düngemittel ist bei den Rübenarten be-sonders gut. Während wir im allgemeinen nur 15% Ausnutzung der Phosphor-säuredüngung in Anschlag bringen können, wird die Phosphorsäuregabe durch Rüben im großen Durchschnitt mit 25% ausgenutzt. Daher ist es richtig und un-bedingt zu empfehlen, innerhalb der mehrjährigen Fruchtfolge in allererster Linie

den Rübenarten Phosphor zu geben; es wird richtig sein, die Phosphorgabe für Rüben recht reichlich zu bemessen, da sie ja nicht verloren geht, sondern im Boden erhalten bleibt und von den nachfolgenden Früchten genutzt wird. Ganz besonders wird man die Phosphordüngung auf den anmoorigen und moränen Böden, die sehr arm an Phosphor sind, betonen. Am zweckmäßigsten verwendet man Superphosphat; allerdings auf Böden, die leicht zur Säurereaktion neigen, und zu Kohlrüben ist Thomasmehl günstiger, muß aber erheblich früher (im Winter) gegeben werden.

Die Kalidüngung steht bei den Kartoffeln weitaus im Vordergrund, dagegen bei Zuckerrüben den übrigen Düngemitteln gegenüber nach. Dies ist dadurch bedingt, daß die Rüben nicht auf so leichtem Boden, sondern vorwiegend auf schwererem Boden gebaut werden. Aber trotzdem ist die Kalidüngung nicht zu vernachlässigen. Ganz besonders bei Futter- und Kohlrüben muß sie sehr stark betont werden; ebenso wenn Zuckerrüben auf sandigem Boden gebaut werden. Die früher gegebenen Zahlen über den Nährstoffentzug zeigen deutlich, wieviel größere Mengen Kali durch Futterrübenarten entzogen werden als durch die Zuckerrüben. Hohe Runkelrübenernten sind überhaupt nur bei reicher Kalizufuhr zu erreichen; für Futter- und Kohlrüben muß der Vorrat an wurzelsöblichem Kali nach der Neubauer methode ebenso hoch sein wie für Kartoffeln, nämlich 40 mg in 100 g Boden = 1200 kg Kali/ha; für Zuckerrüben genügen 30 mg = 900 kg/ha. Auf ein und demselben Boden wird man für Futter- und Kohlrüben immer etwa 50–60–70 kg K_2O /ha mehr geben müssen als für Zuckerrüben. An Hand zahlreicher eigener Düngungsversuche durch vier Jahre, 1924–1927, sind zu Zuckerrüben folgende Kalimengen zu empfehlen:

Neubauerwert mg K_2O	10–20	20–30	30–40
ohne Stallmist	180	140–100	80 kg
neben 250 dz/ha Stallmist	120	80–40	20 "
neben 400 dz/ha Stallmist	75	50–25	— "

Es ist richtig, die Kalirohsalze nicht zu verwenden, sondern nur Kalireinsalze mit möglichst hohem Kaligehalt, um bei diesen hohen Gaben nicht zu viel Nebensalze in den Boden zu bringen.

Die Ausnutzung des Kali der hochprozentigen Salze durch die Rüben ist gut, etwa 37%, allerdings wird das Stallmist-Kali zu 50–60% ausgenutzt, wie wir schon sahen. Es ist günstiger, die Kalisalze im Winter zu geben als im Frühjahr. Aber auch die Frühjahrsdüngung darf nicht zu der Bestellung, sondern muß 4–6 Wochen vorher gegeben werden. Kalidüngung erhöht den Zuckergehalt um etwa 0.2%.

Die Kalkdüngung ist ebenfalls für Runkel- und Kohlrüben wichtiger als für Zuckerrüben. Letztere werden in der Regel auf Böden mit genügendem Kalkgehalt angebaut, zumal die alten Rübenwirtschaften seit Jahrzehnten den Fabrikalk abgefahren haben. Auf leichteren Böden, auf welchen heute mehr und mehr

Zuckerrüben gebaut werden, ist allerdings der Kalkvorrat auch für Zuckerrüben nicht mehr genügend. Die Kalkung wird in erster Linie darauf Rücksicht nehmen müssen, daß die Bodenlösung sicher alkalisch reagiert. Bodensäure ertragen Rüben aller Art sehr schlecht; die Erträge aller Rübenarten leiden sehr darunter. In zweiter Linie erst kommt die Kalkzufuhr als Nährstoff in Frage; wiederum ist hier auf den hohen Kalkentzug durch Futter- und ganz besonders durch Kohlrüben aufmerksam zu machen. Beide Rübenarten sind in den regenreichen Gebieten zu Hause, in denen die Auswaschung der Kalkvorräte stärker ist als in den Zuckerrübengebieten. Außerdem sind die durch Gletscher gebildeten Böden Deutschlands vorwiegend sehr arm an Kalk. Sie sind aber sehr häufig mit Runkelrüben und besonders Kohlrüben bebaut. Daher spielt in diesen Fällen die Kalkung eine sehr wichtige Rolle.

2. Sortenwahl.

In der Sortenfrage wirken sich die gegensätzlichen Interessen der Rübenanbauer und der Zuckerrübenfabriken am stärksten aus. Diese Gegensätze gipfeln darin, daß einerseits der Landwirt, ebenso wie bei anderen Feldfrüchten, möglichst hohe Ernten erzielen, also ertragsfähige Sorten bauen will, während andererseits die Zuckerrübenfabriken wünschen, möglichst zuckerreiche Rüben zu erhalten, weil sich dadurch die Verarbeitung verbilligt, Lohn und Kohleverbrauch je dz Rüben geringer sind und bessere Ausbeutezahlen in der Betriebsbilanz erscheinen. Für den Landwirt spielt dabei nicht nur der höhere Barerlös für die Rübenenernten eine Rolle, sondern auch der stärkere Anfall von grünen oder trockenen Schnitzeln und von Rübenblättern, denn die Sorten mit höherem Rübenenertrag haben auch (etwa 10–15%) höhere Blatterträge. Allerdings hat man erkannt, daß der Futterwert der Blatternten im allgemeinen schlecht ausgenutzt wird und infolgedessen der Vorteil der höheren Blatternten auch erreicht werden kann, indem man von den blattärmeren Sorten das Blatt sorgfältig verwertet. Es bleibt aber immer die Tatsache bestehen, daß eine Sorte mit 20 dz/ha Mehrertrag an Rüben 1 dz Trockenschnitzel = 10 Rm. je ha mehr liefert. Hinzu kommt, daß die ertragreicheren Rüben sich leichter roden, obwohl dieser Vorteil geldlich nicht zur Auswirkung kommt, sondern nur in der Beschleunigung der Arbeit und in den geringeren Bruchverlusten in trockenen Jahren, allerdings hier auch nur bei Handroden, hervortritt. Diese Belange der Landwirtschaft sind bis in die neuere Zeit nicht beachtet worden, sondern die Züchter von Zuckerrüben haben den Forderungen der Zuckerrübenfabriken, als Abnehmer des Rübensamens, nach zuckerreichsten Rüben Rechnung getragen und tatsächlich auch den Zuckergehalt wesentlich gesteigert. Züchtung und Entwicklung der Fabriktechnik haben die Ausbeute immer mehr verbessert. Man kann daher wohl sagen, daß die Wünsche der Zuckerindustrie eine Reihe von Jahrzehnten hindurch vollauf beachtet sind und daß es nun an der Zeit ist, die bisher nicht genügend, manchmal gar nicht beachteten Wünsche der Landwirtschaft in den Vordergrund zu stellen. Eine Überspannung einseitiger Forderungen ist stets von

Nachteil. Eine weitere Steigerung des Zuckergehaltes wird zwar noch möglich sein, aber die Fortschritte werden aus pflanzenphysiologischen Gründen immer schwieriger zu erzielen sein und immer langsamer erzielt werden, je näher wir der physiologischen Grenze des Zuckergehaltes kommen. Es ist sehr viel leichter, den Zuckergehalt der Rüben von 13 auf 14% zu steigern als von 17 auf 18%, noch schwieriger aber wird es sein, ihn von 19 auf 20% zu bringen, und doch haben wir schon in besonders günstigen Jahren (1921) ganze Feldbestände mit 20% Zucker in Mitteldeutschland gehabt. Allgemein betrachtet ist es natürlich richtig, die Hebel zum Fortschritt dort anzusetzen, wo der Erfolg am leichtesten erscheint. Nachdem aber jahrzehntelang der Zuckergehalt gesteigert wurde, wird es bei dem jetzigen Stand der Rübenzüchtung und der Feldversuchstechnik richtiger sein, unter Beibehaltung der bisherigen Verarbeitungsfähigkeit das Gewicht der Einzelrübe und damit den Hektarertrag zu steigern. Diese Aufgabe ist nicht ganz leicht, denn es besteht eine Gegenföchlichkeit zwischen der Wüchsigkeit der Rübe und ihrem Zuckergehalt. Je schwachwüchsigter die Rübe ist, desto höher ist der Zuckergehalt. Die Auslese und Züchtung kann diese pflanzenphysiologische Beziehung mildern, aber nicht ganz beseitigen.

Dieser Gegensatz der Forderungen der Landwirtschaft und der Zuckerindustrie kann und muß ausgeglichen werden. Die Aufgabe des Rübenbaues und der Zuckerindustrie ist (wenigstens in Westeuropa; in Rußland und Amerika tritt diese Aufgabe zurück), die größtmögliche Menge Verbrauchszucker je ha zu erzeugen. Nur unter ganz bestimmten Verhältnissen kommt es darauf an, diese Menge in einer möglichst kleinen Rübenmenge zu erzeugen. Die Landwirtschaft muß sich darüber klar sein, daß sie den Nutzen des Rübenbaues auf die Dauer nur genießen wird, wenn die Zuckerindustrie erfolgreich arbeiten kann. Dazu gehört aber, daß die Herstellungskosten je Tonne Zucker wettbewerbsfähig sind mit denen anderer Rübengebiete. Nicht die Ausbeutezahl oder die Lohn- und Rohlaufwendungen je Tonne verarbeiteter Rüben, sondern die Herstellungskosten je Tonne Rohzucker sind entscheidend. Diese sind aber sowohl abhängig von der Qualität (Zuckergehalt und schädlichem N) der Rüben als auch von der Gesamtmenge Zucker, die erzeugt wird. Die Zuckererzeugung der Fabriken eines Landes kann vermehrt werden durch Steigerung der Rübenanbaufläche bei gleichbleibendem Rüben- und Zuckerertrag oder durch Erhöhung des Rübenetrages je ha bei gleichbleibendem Zuckergehalt. Die Tatsache, daß die meisten Zuckerfabriken nicht voll beschäftigt sind, sondern die Rübenanbaufläche geringer ist als früher, verweist die Fabriken auf den zweiten Weg, da die Industrie mit der derzeitigen Abneigung der Landwirte, die Rübenfläche zu vergrößern, rechnen muß. Die Gesamtkosten je Tonne Rohzucker werden um so geringer, je mehr Zucker verarbeitet wird. Aus dem gleichen Grunde besteht ja auch das Bestreben, Fabriken zusammenzulegen, um einzelne große Fabriken zu betreiben. Die Zuckerindustrie andererseits ist ebenso abhängig von der rübenbauenden Landwirtschaft, wie diese von ihr. Eine Zuckerindustrie kann nur lebensfähig sein, wenn sie genügend Rüben

zu verarbeiten hat. Eine genügende Rübenanlieferung wird aber auf die Dauer nur erfolgen, wenn die Wünsche der Landwirtschaft von der Industrie beachtet werden. Die beiderseitigen Interessen werden gewahrt, wenn jene Sorten gebaut werden, welche die höchste Menge Rohzucker je ha liefern.

Die heutigen Zuckerrübensorten unterscheiden sich äußerlich viel weniger als die Sorten anderer Feldfrüchte; sie sind ja auch in Wirklichkeit nur verschiedene Zuchten der Sorte: „weiße, schlesische Rübe“. Allgemein werden heute weiße Zuckerrüben gebaut, nur selten weiße mit rotem Kopf (Dippe „RK“ oder solche von Wilmorin). Es sei hier nur erwähnt, daß es auch gelbe, schwarze und rote Kulturformen der Zuckerrüben gab. In der Form des Rübenkörpers treten wohl Unterschiede hervor, wenn größere Mengen Rüben, die unter gleichen Verhältnissen angebaut waren, nebeneinander liegen. Sobald diese aber von verschiedenen Feldern stammen, ist es selbst dem erfahrenen Fachmann kaum möglich, mit aller Bestimmtheit Sorten zu benennen. Auch im Blatt sind wohl Unterschiede erkennbar, wenn die Sorten in Versuchen nebeneinander stehen, aber als sichere Erkennungsmerkmale kann man diese Blattunterschiede auch nicht benutzen. Daher benutzen manche Fabriken Beimischungen von ganz geringen Prozentsätzen von roten Rüben oder Futterzuckerrüben als Erkennungsmerkmale zwecks Nachprüfung, ob auch der von der Fabrik gelieferte Samen ausgesät worden ist.

In den meisten Zuckerrübengebieten bestehen selbständige Züchtungen, doch haben die Züchtungen Deutschlands die größte Verbreitung gefunden. An ausländischen Züchtungen sind jene von Wilmorin-Paris und von Wohanka-Prag am bekanntesten, wenn auch neben diesen in jedem der beiden Länder namhafte andere Züchtungen vorhanden sind. Der Schwerpunkt der Rübenzüchtung liegt jedoch in der Provinz Sachsen; die bedeutendsten Firmen sind: Gebrüder Dippe-Quedlinburg, Schreiber und Sohn-Nordhausen und Zuckersfabrik Kleinwanzleben (vorm. Rabbehtge und Giesecke) u. G.-Kleinwanzleben, Bez. Magdeburg. Diese sowie die anderen Züchter Heine-Hadmersleben, Mette-Quedlinburg, Rimpau-Langenstein, Sperling-Quedlinburg u. a. verfolgen jetzt entsprechend den Anforderungen der verschiedenen, rübenbauenden Gebiete zwei oder auch mehr Zuchttrichtungen, die meist mit Buchstaben bezeichnet werden. Wie Wilmorin-Paris über eine Selektion A und Selektion B verfügt, so führt die Firma Gebrüder Dippe-Quedlinburg eine Zuchttrichtung WI neben einer E-Marke, die Firma Schreiber und Sohn-Nordhausen führt drei Marken: SO, SS und SKW und die Zuckersfabrik Kleinwanzleben sogar vier Marken: ZZ, Z, N, und E. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Züchter ihre Marken nicht mit C, S, WI bezeichnen, sondern mit Buchstaben, aus denen die Zuchttrichtung erkenntlich ist.

Über die Geeignetheit der Zuchttrichtungen ist folgendes zu sagen: die ZZ-Rüben sind die frühreiferen, die E-Rüben die spätreiferen Sorten. Die ZZ-Rüben gehören daher: 1. in Klimabezirke, die an der Grenze der Rübenmöglichkeit liegen (hohe Lage, kurze Vegetationszeit); 2. in kalte, schwere Böden, weil hier die anderen Zuchttrichtungen nicht ausreifen; 3. in Betriebe, welche weite Wege

zur Fabrik oder weite Frachtwege haben, da hier die Rentabilität des Rübenbaues von den Transportkosten, sei es von Bahnfrachten oder Pferdegespannkosten, abhängig ist. Unter diesen Verhältnissen steht die Forderung obenan, möglichst große Zuckermengen in möglichst wenig Masse zu befördern, ein Gesichtspunkt der unter anderen Verhältnissen nicht die gleiche Rolle spielt. Also Rußland, Polen, Ungarn werden in den weit abgelegenen Betrieben diese Zuchttrichtungen bauen müssen; die an den Stationen oder in der Nähe der Fabrik liegenden Betriebe können natürlich auch dort andere Zuchttrichtungen anbauen.

Die Z-Richtung wird dort am Platz sein, wo die Verhältnisse zwar etwas günstiger sind, aber durch frühen Herbst die Vegetation frühzeitig unterbunden wird. In Deutschland wird dies für Pommern, Ostpreußen, die Grenzmark und für Oberschlesien zutreffen. Werden hier „E-Rüben“ angebaut, so wird diese Rübe in nassen Jahren oder in Jahren mit ungewöhnlich frühem Herbst zu viel schädlichen Stickstoff besitzen und daher eine schlechte Ausbeute bringen. Diese Nachteile werden dort verschärft in Erscheinung treten, wo die Rüben künstlich bewässert werden und diese Bewässerung aus Gründen der Wasserwirtschaft noch spät (Ende Juli) ausgeführt werden muß.

Die „E-Rübe“ dagegen als ein spätreiferer Typ wird überall dort am Platze sein, wo ihr eine genügend lange Vegetationszeit geboten wird. Sie gehört also in die Rübenanbaugebiete Südwest-, West- und Mitteldeutschlands. In Oberschlesien und den höheren Lagen des Freistaates Sachsen, ebenso in Mecklenburg wird ihr Anbau unsicher; dagegen gehört sie sicher nach Belgien, England, Frankreich und Holland. In diesen Gebieten wird sie nur auf ganz schweren Böden versagen, da sie auf solchem Standort ihren größeren Rübenkörper nicht entwickeln kann.

Die Unterschiede im Zuckergehalt betragen zwischen ZZ- und Z-Rüben etwa 0,25 — 0,4 %, zwischen Z- und E-Rübe etwa 0,75 %, zwischen ZZ und E 1 % und zwischen N- und E-Rübe etwa 0,4 — 0,5 %. Im Rübenenertrag liegt die echte E-Rübe 8 — 10 % über dem Ertrag der Z- und 12 — 15 % über dem der ZZ-Rüben. Betreffs des Zuckerertrages, errechnet aus Gewicht mal Zuckerprozente, zeigen fast ausnahmslos alle Sortenversuche, daß der höchste Zuckerertrag je ha von den Vertretern der E-Gruppe geliefert wird. Der Zuckermehrertrag der E-Rüben gegenüber den Z-Rüben beträgt rund 4 — 5 dz/ha, gegenüber den ZZ-Rüben 6 — 8 dz/ha im Durchschnitt der Jahre. Es ist daher verständlich, daß im Jahre 1926 auf eine Rundfrage des Vereins der Deutschen Zuckerindustrie eine starke Mehrheit der deutschen Fabriken für eine Ausdehnung des Anbaues der E-Rüben sich aussprach, und zwar trotz des ungünstigen Vorjahres 1925. Dies zeigt, daß erfreulicherweise die Zuckerindustrie für die Bedürfnisse der rübenanbauenden Landwirtschaft Verständnis hat. Die Fabriken des Rheinlandes z. B. haben sich ganz auf E-Rüben umgestellt. Ein sehr erfahrener Führer der Zuckerindustrie, Claafen, befürwortet den Anbau von Ertragsrüben, wendet sich aber mit Recht gegen den Anbau von Massenrüben.

Jedenfalls muß die Sortenauswahl gemeinsam von dem Leiter der Zuckerfabrik und den Vertretern der Landwirte vorgenommen werden, es kann weder die Fabrikleitung noch die Landwirtschaft allein bestimmen, welche Sorte oder Sorten gekauft werden sollen, wenn beide Teile bestehen sollen. Selbstverständlich dürfen nur Sorten von höchstem Anbauwert benutzt werden. Alle Sorten, die in mehrjährigen Sortenversuchen in bezug auf Rohzuckerertrag je ha unter dem Mittelwert des Versuches bleiben, müssen ausgeschaltet werden. Wird diese Voraussetzung erfüllt, so wird auch der Zuckerrübenbau Erntesteigerungen aufweisen, wie sie bei allen anderen Früchten erzielt worden sind, dem Rübenbau aber bisher versagt geblieben sind.

Auf Sortenversuchsergebnisse im einzelnen einzugehen, ist ziemlich zwecklos. Die Versuche vor 1914 sind heute nicht mehr maßgebend, weil sehr viele der damals geprüften Sorten gar nicht mehr geliefert werden. Es hat auch hier ein großes Sterben eingesezt. Die Zuchtrichtungen sind auch vielfach gewechselt worden, so daß heute unter dem alten Namen eine andere Rübe geliefert wird, oder es ist ein anderer Name gewählt worden. In den Jahren 1914—1920 sind in Deutschland sehr wenige öffentliche, eingehende Versuche durchgeführt worden. Jene seit 1920 sind jedem Fachmann im einzelnen zugänglich. Es sei nur gesagt, daß der Wert solcher Sortenversuche um so höher zu veranschlagen ist, je längere Jahre hindurch die Versuche fortgesetzt wurden, ein Gesichtspunkt, der vielfach nicht genügend von den Käufern von Rübensamen beachtet wird. Aus den veröffentlichten und noch laufenden Sortenversuchen geht jedenfalls deutlich hervor, daß die deutsche Zuckerrübenzucht ganz auf der Höhe ist und nicht etwa durch ausländische Zuchten übertroffen wird, und daß unter aus- und inländischen Zuchten eine ganze Reihe sind, die gegen andere Züchtungen sehr stark zurückstehen, weil sie entweder keine weiteren Fortschritte gemacht oder ein falsches Zuchtziel verfolgt haben. Solche Sorten besitzen heute keinen Anbauwert mehr.

Der Silberfuchs und seine Zucht

Die kostbarsten Pelze und speziell die schönsten Silberfuchsfelle stammen aus Labrador und Kanada. In Anbetracht der hohen Preise, welche für die Silberfuchsfelle seit jeher bezahlt wurden, wurde in diesen Ländern ein richtiger Raubbau betrieben, so daß diese Tiere schon vor Jahrzehnten gänzlich ausgerottet worden wären. Einsichtige Trapper und Naturfreunde unternahmen vor nunmehr bereits vierzig Jahren die ersten Versuche, Edelpelztiere in Gefangenschaft zu züchten. In der Praxis erweist sich der Silberfuchs als das weitaus geeignetste Tier für die Zucht in der Gefangenschaft. Die große wirtschaftliche Bedeutung dieser verhältnismäßig leichten Zucht zeigte sich erst voll und ganz nach Jahren, mit dem sich steigenden Luxusbedürfnis, welches die regste Nachfrage gerade nach diesem kostbarsten Pelzwerke auslöste.

Es bestehen zurzeit tausende von blühenden Silberfuchsfarmen, sowohl im Ursprungslande Kanada als auch im übrigen Amerika und Europa. Kanada, welches zu Beginn der Silberfuchszucht mangels Absatz seiner landwirtschaftlichen Produkte ein gänzlich verarmtes Land war, zählt heute zu den reichsten Ländern infolge seines Exportes an Edelpelztieren und speziell Silberfüchsen, sowohl Zucht-tieren als auch Pelzen. Die Einnahmen dieses Exportes belaufen sich jährlich auf viele Hunderte von Millionen Lei.

Im Jahre 1928 wurde in Osteuropa, und zwar in unserem Mutterlande, die erste Silberfuchsfarm gegründet, es ist dies die „Ostforfarm“, genannt: I. Südost-europäische Silberfuchsfarm A. G. Zeiden-Codlea. Diese Farm begann die Zucht mit 5 Paaren und hat heute, im 3. Zuchtjahre, einen Tierbestand von 50 Zucht-paaren.

Die Zucht und Pflege dieser Tiere ist verhältnismäßig leicht, jedoch müssen, um einen eigenen Farmbetrieb zu leiten, gewisse Vorkenntnisse erworben werden. Dieses kann auf verschiedene Art geschehen. Interessenten oder von ihnen be-zeichnete Personen werden auf unserer Farm kostenlos sowohl theoretisch als auch praktisch in die Silberfuchszucht eingeführt. Auf Wunsch stellen wir demselben, bis zur Dauer eines Jahres, einen unserer langjährigen Fachleute zur Verfügung. Auf Verlangen übernimmt unser Generaldirektor Josef A. Heckel, ein in euro-päischen Fachkreisen bestens bekannter Züchter, gerne die technische Leitung von Neugründungen.

Das äußerst günstige Klima und ebenso Nahrungsverhältnisse haben diesen bekannten Spezialisten bewogen, seine führende Stellung in der Silberfuchszucht der westlichen Staaten Europas aufzugeben, um endgültig nach Rumänien zu kommen. Die Nahrung des Silberfuchses besteht zu 80% aus Fleisch, und zwar vorzüglich Kaninchen- und Schafffleisch. Die restlichen 20% bestehen aus Zerealien und Gemüse. Die Preise für Fleisch, Zerealien usw. sind hierzulande zehnmal billiger als in den Weststaaten. Der Fuchs wird je nach der Jahreszeit ein- bis zweimal täglich gefüttert und seine Tagesration variiert entsprechend der Jahreszeit zwischen 200—280 Gramm.

Die Tiere sitzen paarweise in Zwingern ($4 \times 15 \times 2$) zusammen. Die Ranz-, respektive Paarungszeit beginnt Ende Januar. Nach 51 Tagen Trächtigkeit wölft die Fähe 2—6 Junge in dem in jedem Zwinger befindlichen Holzbau, welcher dem Naturbau möglichst treu nachgebildet ist. Mit 4 Wochen kommen die Welpen aus dem Bau heraus und beginnen an den Mahlzeiten der Alten teilzunehmen. Nach 7—8 Wochen werden sie nicht mehr gefäugt und sind in der Nahrungs-aufnahme selbständig. Mit 5 Monaten gelten die Jungtiere als erwachsen und werden als solche behandelt. Die im Frühjahr gefallenen Jungtiere sind im darauffolgenden Winter bereits fortpflanzungsfähig und im Pelze voll entwickelt.

Die einzelnen Phasen dieser Zucht sind hochinteressant und bereiten dem Züchter viel Freude. Der Silberfuchs ist von robuster Gesundheit und seine Sterblichkeit ist gering, sie beträgt etwa 2%. Seuchen sind bis heute in der

Silberfuchszucht nicht beobachtet worden, regelmäßige Desinfektion verhindert deren Aufkommen.

Wie in jeder Tierzucht, so ist ganz speziell zum Gelingen dieser Zucht allerbestes Zuchtmaterial Grundbedingung. Wer nicht die notwendigen Vorkenntnisse besitzt, d. h. Kenner ist, kaufe die zu beschaffenden Zuchttiere unbedingt nur beim ernstesten Züchter und Fachmann, zu dem er restloses Vertrauen hat. So lohnend die Silberfuchszucht mit einer durchschnittlichen Rendite von 30—40% und mehr im allgemeinen auch ist, so sehr kann sie auch enttäuschen, wenn Interessenten in die Hände von gewissenlosen Händlern fallen. Es sei hier bemerkt, daß dieses in 70% von allen Fällen für europäische Farmen zutrifft, welche sich durch direkten Import aus Amerika und Kanada ihre Füchse beschaffen.

Stets nur halte man sich an bestbekannte Farmen aus dem eigenen Lande, deren Geschäftsgewehrung kontrolliert und bei eventuell sich ergebenden Mängeln am gelieferten Zuchtmaterial zur Ersatzpflicht herangezogen werden können. Bei Importen ist dies in dieser Branche unmöglich. Auch in technischer Hinsicht ist es für die Zukunft und fernere Entwicklung von neugegründeten Farmen ausschlaggebend, daß sie das Zuchtmaterial aus dem Inlande beziehen. In letzterem Falle ist das Risiko verschwindend klein, in Folge der bereits vollzogenen Akklimatisierung der Tiere. Ferner wird die Mutterfarm dem neuen Unternehmen immer mit Rat und Tat zur Seite stehen. Von der Ostfarm gekaufte Tiere können dort, gegen Zahlung eines Pensionsbeitrages von 18.000 Lei pro Jahr und Paar, gelassen werden. Es ist dies von großem Vorteile für den Käufer, da derselbe bis zur Gründung der eigenen Farm sich praktisch und kostenlos in die Silberfuchszucht einführen kann und die gekauften Paare sich in der Zwischenzeit jährlich mindestens um das Doppelte vermehren.

Der Preis eines höchstwertigen Paares, aus reinsten Linienzucht von Preisträgern abstammend, beträgt bis zu 320.000 Lei. Der Durchschnittspreis für ein gutes Silberfuchsfell ist etwa 50.000 Lei. Die Pelze schwanken im Preise je nach Qualität von 20.000 bis 100.000 Lei nach den letzten Auktionsberichten von New-York, London, Montreal und Leipzig. Nur auf reiner Pelzbasis gezüchtet, ist der Erlös der Nachzucht von höchstwertigen Zuchttieren um ein Mehrfaches höher, wie bei sogenannten guten und billigen Silberfüchsen.

Man bedenke, daß ein Zuchtpaar etwa 10 Würfe großzieht, mit einem Durchschnitt von 3 Jungen, also 30 Tiere. Wir können also bei einem höchstwertigen Paare mit einer Rendite in 10 Jahren von 30×50.000 Lei rechnen, d. i. $1\frac{1}{2}$ Millionen. Bei einem weniger guten Zuchtpaar hingegen 30×20.000 Lei, nur 600.000 Lei, obschon dieses letztere Paar ebensoviel Pflege und Futter braucht. Hierzu kommt noch ein sehr wichtiger Faktor, daß man von diesen mittelmäßigen Tieren die Nachzucht in der Regel nicht als Zuchttiere verkaufen kann, was ja den Hauptzweck und weitaus größten Gewinn für den Züchter bildet.

Beim Verkauf von Zuchttieren kann der ernste Züchter eine Rentabilität bis 100% Gewinn erreichen. Und hier im Osten Europas, Rumänien, Bulgarien,

Jugoslawien, Polen, Tschechoslowakei und später eventuell auch Rußland mit ihren geradezu idealen Klima- und Nahrungsverhältnissen haben tausende von Zuchtfarmen Platz. Seit 40 Jahren verkauft Kanada und Amerika immer noch jährlich eine große Anzahl von Zuchtpaaren, und dies wird gerade für die vor- genannten Länder noch jahrzehntelang der Fall sein.

Das Silberfuchsfell selbst ist keiner Mode unterworfen. So wie Gold und Diamanten das Klassisch-Schöne in ihrer Art darstellen, das immer hochbegehrt und von Menschen mit Schönheitsempfinden gerne gesehen und getragen wird, so bildet das Silberfuchsfell unter allen Pelzen den klassisch-schönen, unübertroffenen Pelz. Er schmückt jede Toilette, wird Sommer und Winter getragen und verleiht dem Frauenantlitz, das er umrahmt, einen hohen Reiz von Anmut. Würde das Silberfuchsfell selbst nach Jahrzehnten billiger werden, so wäre dies vom züchterischen Standpunkt aus nur zu begrüßen, da es hiedurch in weitere große Kreise Eingang finden würde und durch das derart vergrößerte Absatzgebiet diese Zucht Allgemeingut würde. Die Rentabilität würde infolge des Mehrverkaufs von Zucht- tieren sehr wahrscheinlich noch gesteigert.

Die Errichtung einer Farm geschieht am besten auf bewaldeten Flächen, möglichst in Nordostlage auf nicht zu feuchtem Boden. Falls keine Baumbestände vorhanden sind (Laubbäume sind vorzuziehen), so kann man dies durch Pflanzen von Birken nachholen. Verpflegungsmöglichkeiten und Trinkwasser sollen in er- reichbarer Nähe sein. 60 Quadratmeter Boden genügen für 1 Paar Zuchttiere. Die Zwinger werden aus Eichenholz, welches mit 2 Meter hohem Drahtgeflecht umspannt ist, 70 Zentimeter im Boden versenkt und oben ebensoviel nach innen überhängt. Ein etwa $2\frac{1}{2}$ Meter hoher Bretterzaun umschließt die Fuchszwinger und isoliert sie derart vollständig von ihrer Umgebung. Jeder Zuchtzwinger erhält eine Wohnung für die Tiere. Die Unterbringungskosten betragen etwa 8000 Lei pro Paar. Gute Zufahrtstraßen sind wichtig. Die Kosten der Farmanlage ver- ringern sich bedeutend bei einem landwirtschaftlichen Betriebe und auch wenn in der Nähe der zu errichtenden Farm schon ein Gebäude besteht, welches für Wärterwohnung und Fuchsküche verwendet werden kann.

F. W.

Rundschau

Karl C. v. Loesch

Zum fünfzigsten Geburtstag am 18. Dezember 1930

Man tritt dem Verdienst der Männer, die vor dem Krieg und Zusammenbruch Schutzarbeit für das bedrohte Deutschtum betrieben haben, nicht zu nahe, wenn man feststellt: dieser Arbeit haftete oft etwas von sektiererischer Abgeschlossenheit und Kleinbürgerlicher Verengung an. Bei allem idealen Schwung, aller korrekten Arbeitsführung, aller wissenschaftlichen Gründlichkeit fehlte leicht ein Zug von Geist und Weltläufigkeit, der die Spezialisierung und den Formalismus überwindet und allen Einzelfragen auf dem Kampffeld der Nation und auf der europäischen Bühne den richtigen Platz anweist. Diesen Zug überlegener Sicht, diese Tendenz vereinheitlichender gesamtdeutscher Führung verdankt die Deutschtumsarbeit einem Manne, dem die volksdeutsche Bewegung am 18. Dezember 1930 zum fünfzigsten Geburtstag gratuliert: Dr. Karl C. v. Loesch.

Der Führer des „Deutschen Schutzbundes“, der mit gesteigerter Energie in neuer organisatorischer Form an neue Aufgaben herantritt, der Vorsitzende des „Volksdeutschen Klubs“, der die einzige gesellschaftliche Sammelstätte der Deutschtumsbewegung in Berlin, zugleich ein Treffpunkt für alle auslanddeutschen Besucher der Reichshauptstadt ist, ein Mann, der mitten in fruchtbarer und hoffnungsvoller Arbeit steht, darf sich historisierende Betrachtungen verbitten, die hoffentlich um Jahrzehnte verfrüht wären. Und wir, die wir durch persönliche Freundschaft und sachliche Arbeitsgemeinschaft mit ihm verbunden sind, entlassen ihn noch lange nicht in die Loge der Alters- und Ehrenpräsidenten. Wir wissen um zwölf Jahre gemeinsamer, dem Volk verpflichteter Notstandsarbeit, die mit dem Zusammenbruch begann, und die selbst mit dem Einsturz des Versailler Systems nicht enden dürfte. Damals, als der Friede vom Juni 1919 drohte, da war es Loesch, der in zwei Fakultäten seine wissenschaftliche Bildungsgrundlage geschaffen und den akademischen Abschluß gewonnen, der auf zahlreichen Reisen der Vorkriegsjahre und dann als Offizier auf mancherlei Kriegsschauplätzen eine umfassende Anschauung von der Völkerproblematik Mitteleuropas aufgespeichert hatte, wie wenige außer ihm, und der nun den Gedanken des zusammenfassenden Volksschutzes an den Grenzen und im Vorland zunächst organisatorisch durch den Kartellgedanken des Deutschen Schutzbundes aufgriff. Noch manche organisatorische Anstöße sind ihm in der Folgezeit zu danken gewesen. Nicht seine Freunde allein, sondern viele seiner Gegner haben in reichem Maße von diesen Anregungen gezehrt. Doch immer deutlicher stellte sich mit den Jahren heraus, daß die entscheidende Aufgabe nicht im Organisatorischen, sondern im Geistigen und Persönlichen lag. Daß die deutsche Gemeinbürgerschaft über alte und neue Grenzen hinweg in tragfähigen und zugkräftigen europagültigen Ideen gefestigt und daß deutsche Männer und

Frauen in ganz Mitteleuropa für diese gesamtdeutsche Arbeit erwärmt, gewonnen und in lebendigem Zusammenhang gehalten werden müssen, damit die Bewegung nicht wieder in Spezialisismus und Formalismus, in Richtumpolitik, Eigenbrödelei und bürokratischen Leerlauf zurücksinkt. Wenn Nörgler und Neider Loesch einen unruhigen Geist schelten, dann dürfen wir dazu sagen: Geist und Unruhe tun der Deutschtumsbewegung um so bitterer Not, je stärker die Kräfte der formalen Ordnung und ideellen Verflachung wieder überhandzunehmen und auch auf diesem Gebiet unbefriedigende Vorkriegszustände wieder herbeizuführen drohen.

Loesch ist von vielen Tagungen und Konferenzen her seinen Mitarbeitern und Hörern als fesselnder Redner bekannt, zu dickleibigen Büchern ließen ihm Temperament und bewegte Tätigkeit keine Möglichkeit, am stärksten ist seine Suggestionskraft zweifellos im persönlichen Gespräch. Wenn der Weltmann und Renner in ihm einen leichten Flirt mit der Wissenschaftlichkeit anspinnt, wenn die Anekdote in ihr Recht tritt, wenn seine kombinatorische Phantasie in den Anschauungs- und Erlebnischaos eines odysseeischen Europafahrers greifen kann, gewinnt er seine ihm gemähesten Wirkungsmöglichkeiten. In einem Volk, dem Haushalten die höchste Tugend dünkt und das aller verschwenderischen Fülle zutiefst mißtraut, sind Naturen wie die seine, gerade weil sie so selten sind, doppelt vonnöten. Wir verstehen uns auch in der Politik zu gut auf den Beruf und zu wenig auf die Passion. Menschen wie Loesch haben es trotz aller Hingabe an eine große Sache nicht leicht, zur vollen Auswirkung ihrer besten Möglichkeiten zu gelangen. Seine Freunde, seine Mitarbeiter und viele, die ihm Anregung und Ausweitung ihres vollpolitischen Gesichtskreises verdanken, wünschen dem Fünfzigjährigen, daß die schweren Jahre, die des deutschen Volkes auch weiterhin im Grenz- und Ausland warten, in ihm den erfahrenen Berater, den unverbrossenen Führer im Volkstumskampf finden mögen. Mag Hildebert Boehm.

Diesen Ausführungen des besten Renners und höchststehenden Mitgestalters Loeschischer Geistesarbeit können wir uns nur dankbarst zustimmend anschließen. Der Auslandsdeutsche, den seine Arbeit nach Berlin führt, wird sich bald dessen bewußt, wie wenig Menschen es selbst in der Reichshauptstadt mit ihrem Reichtum an erstklassigen Fachleuten und hervorragenden Organisationen doch gibt, die eine wirkliche seelisch und geistig unterbaute Kenntnis der Deutschtumsfrage besitzen. Loesch gehört in die allererste Reihe der ganz wenigen, die das Wesen und die Not des deutschen Volkstums als Gesamtzusammenhang in aller Welt zutiefst erfaßt haben. Der Auslandsdeutsche, der mit ihm in Verbindung tritt, besitzt naturgegeben im Kleineren die Organe der Ein- und Anfühlung, die Loesch weit- ausgreifend, aber mit derselben Feinheit sich für das Deutschtum der ganzen Erde erworben oder in ursprünglicher Begabung mitgebracht hat. Und so fühlt der Auslandsdeutsche von allem Anfang an Verbundenheit mit dem Geiste Loeschs und erkennt zugleich dankbar die starke Überlegenheit seines zentralen Standpunktes an, der sich glücklich mit dem peripheren Arbeitskreis der Inself Deutschen verbindet!

Dr. Richard Csaki.

Professor Dr.-Ing. Richard Müller †

Am 18. November starb in Dresden der Siebenbürger Sachse Prof. Dr.-Ing. Richard Müller, der einen Lehrstuhl für Baukonstruktion und Fabrikbau an der Technischen Hochschule innehatte, an den Folgen einer Blinddarmoperation. Unser Mitarbeiter Dr. E. Müller-Dresden schreibt hierzu:

Richard Müller wurde am 18. Februar 1877 in Reps als Sohn des Bezirksarztes Dr. Heinrich Müller und seiner Ehefrau Bertha von Nagelschmidt geboren. Nach Absolvierung der Honterusschule in Kronstadt bezog er die Hochschule in Ofenpest, Paris und Hannover, wo er in der Burschenschaft „Germania“ aktiv war. Er begnügte sich, die eigene Begabung richtig einschätzend, nicht damit, an der Hochbauabteilung den Diplomingenieur zu erwerben, sondern promovierte, da er sich mehr zum Technisch-Wissenschaftlichen als zum Baukünstlerischen berufen fühlte, in der Bauingenieur-Abteilung der Technischen Hochschule zu Hannover zum Dr.-Ing. mit einer Arbeit über „Die wandernde Null-Linie“. Diese Linie, die den Kräften des Eisenbetons nachspürt, war damals, als die konstruktiven Möglichkeiten des Eisenbetonbaues noch nicht abzusehen waren, von beinahe programmatischer Bedeutung, machte Richard Müller als Forscher bekannt und ist auch heute noch von grundlegendem Wert. Er schritt auf diesem eingeschlagenen Wege weiter fort und zog auch die Bekämpfung der Erschütterungserscheinungen an Hochbauten — in unserer Zeit des Autolastverkehrs eine besonders brennende Frage — in sein Studienbereich.

Nach Vollendung seines Hochschulstudiums wurde Richard Müller Assistent an der Hannoverischen Hochschule und war nebenbei als leitender Ingenieur bei mehreren Baufirmen, der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ und schließlich bei der von ihm ins Leben gerufenen Baugesellschaft „Union“ tätig. In Hannover fand er in Gertrud Ey, der Tochter eines Buchhändlers, eine Lebensgefährtin, die mit einem erwachsenen Sohn und einer Tochter trauernd an seiner Bahre weint. Seine Studien führten Müller zu völlig neuen konstruktiven Anschauungen, die er 1911 bei dem Bau des Eispalastes in Hannover in die Praxis umsetzte. Die Folge davon war seine Berufung als Nachfolger von Geheimrat Böhm an die Technische Hochschule zu Dresden. Hier nun fand er einen durchaus seinen Wünschen und Neigungen entsprechenden Wirkungskreis in der Zusammenarbeit mit seinem Hochschulkollegen Professor Dr. h. c. Emil Högg. Während dieser mit seinem künstlerischen Sinn die Architektonik formte, löste Richard Müller meisterlich die technisch-konstruktiven Fragen. So entstanden im Laufe von fast zwei Jahrzehnten eine stattliche Anzahl vorbildlicher öffentlicher und privater Bauwerke, die bis in die letzten Einzelheiten resillos alle künstlerischen und bautechnischen Probleme lösten.

Seine letzte Freude war in der Woche vor seinem Hinscheiden die Übergabe des strengsten neuzeitlichen Anforderungen entsprechenden Bezirkskrankenhauses in Annaberg, bei der ihm vollste Anerkennung von allen maßgebenden Stellen zuteil wurde.

Die ausgedehnte praktische Tätigkeit, zu der noch zahlreiche Pflichten als Berater und Sachverständiger, als Mitglied vieler Vereine und Organisationen kamen, ließ Richard Müller nur noch wenig Zeit und Sammlung zu ruhiger wissenschaftlicher Forschungsarbeit in seinem in der Oberlöbnitz gelegenen Heim. Mit großer Hingabe erfüllte er seine Aufgabe als Bildner der nachwachsenden Jugend. Seine ruhige und bestimmte Art, seine menschliche Güte und die absolute Lauterkeit seiner Gesinnung wirkten ebenso wie sein überragendes Können und Wissen anspornend und vorbildlich. Von 1926—27 bekleidete er das Rektorat der Dresdner Technischen Hochschule, die in ihm einen ihrer besten Köpfe verliert. Die Fachwelt, in der er als eine Führerpersönlichkeit größtes Ansehen genoß, trauert ebenso tief um ihn, wie seine Schüler und Freunde, die den Heimgang des bedeutenden Gelehrten und liebenswerten, bescheidenen Menschen beklagen, dessen blaue Augen so glücklich stolz leuchten konnten, wenn von seinem Siebenbürgen gesprochen wurde.

Die Bücherspende der Deutschen Buchgemeinschaft

Die Bücherspende der Deutschen Buchgemeinschaft hat in allen Ländern der Welt lebhaften Widerhall gefunden, und es ist im Interesse der notleidenden Volksbüchereien auf ein gutes Endresultat des Hilfswerkes zu hoffen. Wie wir im Heft 12 des Jahrganges 1930 bereits ausführlich berichteten, stellt die D. B. G. für jede Neuanmeldung einen Band ihrer Auswahlreihe im Bibliothekseinband zwecks Verteilung an die öffentlichen Büchereien zur Verfügung. Interessenten erfahren alles Nähere durch die Zweigstelle der Deutschen Buchgemeinschaft für Rumänien: Deutsches Haus, Strada Flondor 47.

Nikolaus Welter

zu seinem 60. Geburtstag am 2. Januar 1931

Nikolaus Welter, der in deutschen und provenzalischen Dichterkreisen hochgeschätzte Luxemburger Dichter und Schriftsteller, feiert am 2. Januar 1931 seinen 60. Geburtstag. Durch wissenschaftliche Arbeiten über provenzalische und allgemeine französische Literaturgeschichte und durch bemerkenswerte dramatische und lyrische Erzeugnisse hat er sich einen hohen Ruf erworben. Er kann in der Tat bis heute als der erste Luxemburger bezeichnet werden, der, in der Heimat lebend, es vermocht hat, im Ausland als Schriftsteller vorzudringen und Eingang in die deutsche Literaturgeschichte zu finden.

Nikolaus Welter wurde geboren am 2. Januar 1871 in Mersch, einem im Herzen des Großherzogtums Luxemburg gelegenen, anmutigen Flecken. Seine Kindheit verbrachte er in engem Verkehr mit dem Volk und der Natur. Die Gymnasialstudien vollendete er am Athenäum in Luxemburg. Obgleich ihm damals auch eine außergewöhnliche mathematische Begabung nachgerühmt wurde, gehörte

doch schon zu jener Zeit sein Herz der Dichtkunst. Nur so durfte er es wagen, beim Abiturium, das er als Primus seiner Klasse bestand, den aufgegebenen deutschen Aufsatz in Distichen zu schreiben. — Er besuchte die Universitäten Löwen und Paris, erwarb mit Auszeichnung 1893 den Dr. phil., studierte weiter in Berlin und Bonn, ward 1897 Professor in Diekirch und lehrte 1906 ans Gymnasium nach Luxemburg zurück, wo er während zwölf Jahren der geliebte und allverehrte Lehrer der Jugend seines Landes war, und besonders deutsche Sprache und Literatur lehrte. Als die politischen Verhältnisse sich im kleinen Großherzogtum gegen Ende des Jahres 1918 immer mehr verdüsterten, wurde der Dichter, der seinem Volke in so manchem Meisterwerk aus dem Herzen gesungen hatte, ins Ministerium berufen als Minister für Kunst und öffentlichen Unterricht. Aus dieser verantwortungsvollen Stellung schied er im April 1921 freiwillig und wurde im Dezember 1922 zum Oberinspektor des öffentlichen Volksschulunterrichtes ernannt, wo er heute noch zum Wohle von Schule und Lehrer wirkt.

Welters Bestreben als Schriftsteller ging anfangs darnach, der luxemburgischen Geschichte und Sage Bürgerrecht in der deutschen Literatur zu erwerben. („Aus alten Sagen“ — „Siegfried und Melusine“ — „Griselinde“ usw.). In späteren Dramen wandte er sich der Gegenwart zu und behandelte moderne Konflikte. („Lene Frank, ein Lehrerinnendrama“ — „Professor Forster“, ein Trauerspiel — „Der Abtrünnige“, eine Komödie der Treue). Welter verfaßte weiterhin geschichtliche Dramen: „Mansfeld“ — „Dantes Kaiser“ — „Die Braut“ (1930).

Welters Lyrik ist reich an gelungenen Natur- und Stimmungsbildern, die sich vor allem durch den Zauber von Vers und Klang auszeichnen. Er ist zugleich ein Meister der modernen Ballade.

Nikolaus Welter verdanken wir auch die erste und zwar recht kluge und freimütige „Geschichte der deutschen und mundartlichen Dichtung in Luxemburg“ (1929). Auch hat er sich selbst in der mundartlichen Poesie versucht. Welters „Gesammelte Werke“ in fünf Bänden sind vor einigen Jahren bei Georg Westermann in Braunschweig erschienen und ermöglichen einen Einblick in sein literarisches Schaffen und Streben.

Auslanddeutschtum im Film

Im allgemeinen eignen sich die auslanddeutschen Gebiete recht gut für Zwecke des Kulturfilms: Deutsche Bauern, in eine bunte, fremdartige Umgebung hineingestellt, selbst zäh festhaltend an ihrem ererbten Volkstum mit seinen Sitten und Gebräuchen, seiner fortschrittlichen Wirtschaft. Dazu vielfach landschaftlich und architektonisch reizvolle Bilder und bodenverwachsene bunte Volkskunst. Es ist verwunderlich, wie diese Themen bisher von Filmherstellern so wenig aufgegriffen wurden.

Das Verdienst, den ersten wahrhaft monumentalen, technisch vollendeten auslanddeutschen Film geschaffen zu haben, gebührt dem Landesverband Sachsen-Anhalt des Vereins für das Deutschtum im Auslande, der unter der tatkräftigen

und liebevollen Führung seines ersten Vorsitzenden, Studienrates Dr. Schleicher, das in diesem Sinne allerdings wohl dankbarste Gebiet in Angriff nahm: Siebenbürgen. Ein erstklassiger Fachmann, Kapitän Dennert, bereiste monatelang mit seiner Kamera das Land und das Ergebnis ist wirklich prachtvoll: In künstlerisch überaus stark empfundenen Bildern rollt das ganze reiche Volksleben Siebenbürgens ab. „Siebenbürgen Land des Segens“ wird hier Wirklichkeit in der Fülle des bildhaft Festgehaltenen. Höhepunkte sind die Hochzeit im Nösnerland, die auch die Volkskunst und Volkstracht in unerreichter Weise spiegelt, der siebenbürgische Weinberg, die Bilder aus Michelsberg und viele andere Szenen. Es gibt kein besseres Mittel der Veranschaulichung auslanddeutschen Lebens für den Binnendeutschen, der nicht Gelegenheit einer eigenen Studienreise hat, als den Besuch des V. D. U.-Filmes: „Auf dieser Erde ist ein Land.“

Ein auslanddeutscher Dichter stirbt

Am 1. Dezember 1930 starb Pfarrer Grün, ein auslanddeutscher Dichter, der weit über den Bezirk seiner engeren Heimat hinaus auch im binnendeutschen Raum Beachtung verdiente.

Karl Grün war der Sprosse bäuerlicher Eltern, die in Verjamosch ansässig waren, wo er am 20. Februar 1855 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war von schwäbischer Herkunft, seine Mutter aber kam vom magyarischen Landadel her. Nach den notwendigen Elementarklassen kam er nach Szegebin zu den P. P. Piaristen, von dort nach Temešwar. 1874 holte er sich da das Reisezeugnis, mit dem er sich am Temešwarer bischöflichen Seminar immatrikulieren ließ. Nach vierjährigen theologischen Studien wird er am 19. März 1878 durch den damaligen Temešwarer Weihbischof Josef Nemeth zum Priester geweiht. Als Kaplan führt ihn sein Weg über Großjetscha, Orczdorf, Deutschzerni und Gertianosch nach Deutschbogshan, wo er 1885 Pfarrer wurde. Von Deutschbogshan kommt er nach Großkikinda, Elek, Anina, Homolicz und schließlich am 1. November 1910 nach Haulik, wo er achtzehn Jahre hindurch als Pfarrer tätig war und am 1. Oktober 1928 in den wohlverdienten Ruhestand trat. Einige Monate vorher, es war am 19. März desselben Jahres, konnte er unter den Segenswünschen seiner Pfarrkinder und jenen seiner Mitbrüder in Christo seine goldene Messe lesen und sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum begehen.

Karl Grün, der Priester und Dichter, war ein eifriger und gewandter Pfleger fremder Sprachen. Er beherrschte nicht nur das Deutsche und Magyarische bis in ihre kleinsten Feinheiten, sondern wußte auch das Griechische, Lateinische, Englische, Italienische, Französische und Serbische in ziemlich vollkommener Weise zu gebrauchen. Sehr beachtenswert ist eine Bemerkung in der Beschreibung seines Lebenslaufes, die er in der hiesigen bischöflichen Aula hinterlegte, und die über seine dichterische Nebenbeschäftigung Aufschluß gibt. Es heißt dort wortwörtlich: Literarisch tätig. Mit welchem Erfolg? Darauf wird die Zeit antworten...

Wir wollen hoffen, daß diese „Zeit“ auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, daß man sich mit ihm nicht nur heute, sondern auch noch morgen und übermorgen beschäftigen wird, und daß seine Gedichte, die von einer freudigen Lebensbejahung des jetzt heimgegangenen Sängers Zeugnis geben, nunmehr den ihnen gebührenden Platz erhalten werden.

Wiedererscheinen einer wichtigen historischen Zeitschrift

Die von Theodor Schiemann begründete „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“, das angesehenste Organ auf dem Gebiete der russischen und polnischen Geschichte, mußte infolge des Krieges 1914 ihr Erscheinen einstellen. Nachdem die Verbindung mit den maßgebenden Fachkreisen in den slawischen Ländern im Laufe der letzten Jahre wieder hergestellt werden konnte, wird die genannte Zeitschrift als wichtigstes Zentralorgan für alle historischen Ostfragen wieder ins Leben gerufen werden. Zu ihrer Herausgabe vereinigten sich die Professoren Hoetzsch und Stählin in Berlin, Salomon in Hamburg und Goetz in Bonn, von denen drei die im Deutschen Reich bestehenden ordentlichen Professuren für osteuropäische Geschichte innehaben. Das erste Heft wird noch im Dezember dieses Jahres im Ost-Europa-Verlag in Berlin herauskommen.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Bücherschau

Dr. Hermann Jekeli: Die Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen höheren Schulwesens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Buchdruckerei Reißberger & Co., Mediasch 1930.

Lyzealdirektor Dr. Jekeli bietet in seiner zu Ehren des 70. Geburtstages des Mediascher Stadtpfarrers Karl Römer erschienenen Schrift einen geistesgeschichtlichen Beitrag von höchstem Wert. Es handelt sich im wesentlichen um eine Darstellung des großen Ringens der Schule um ihr Schritthalten mit der Entwicklung im Mutterlande und dann um ihren Bestand schlechthin. Die höhere Schule stellt in unseren kleinen Verhältnissen überall das Rückgrat des geistigen Lebens auch in der breiteren Öffentlichkeit dar. Man wird besonders unter dem starken Eindruck der Jekelischen Untersuchungen begreifen lernen, warum jede siebenbürgisch-sächsische Stadt sich an den Fortbestand ihres Gymnasiums klammert, wenn dies auch oft nicht sehr „rationell“ scheinen möchte. Instinktiv fühlen es alle, daß mit dem Niederstinken der höheren Schule das gesamte geistige Leben der Stadt eiden unheilbaren Schlag erleiden würde.

Jekeli wahrte nicht nur die große Linie der Entwicklung, in liebevoller Kleinarbeit geht er auch den einzelnen Fragen wie Lehrplan, wissenschaftlicher Arbeit der Professoren, Pflege des Gemeinschaftsgeistes und der selbständigen Betätigung unter den Schülern usw. nach. Insoweit ist das Buch auch als eine wichtige Fundgrube an geschichtlich-pädagogischem Material anzusprechen.

Das 184 Seiten umfassende Werk ist im Kommissionsverlag der Honterusdruckerei in Hermannstadt erschienen und zum Preise von 120 Lei überall zu haben.

Kristóf György: Bethlen Gábor alakja az egykorú német népköltészetben. Első kecskeméti hirlapkiadó- és nyomda-részvénytársaság. o. J. 8^o. 27 Seiten.

Der Verfasser kennt nicht weniger als 61 deutsche historische Volkslieder — darunter auch ein holländisches —, die seiner Datierung nach in der Zeit von 1618 — 1622 entstanden sind und die ritterliche Gestalt des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen verherrlichen. Wenn diesen Liedern auch gewiß kein dichterischer Wert zugesprochen werden kann — schon die wenigen Proben daraus lassen es erkennen —, so sind sie doch ein Beweis dafür, wie dieser Fürst auch für das Ausland keine unbekannte und auch unpopuläre Größe war. Daher will der Verfasser letzten Endes durch seine Arbeit auch dazu Anregung geben, die dichterische Behandlung der Gestalt Gabriel Bethlens auch in anderen fremdländischen Literaturen — zunächst in der tschechischen, englischen und französischen — zu erforschen.

Jng. Walter Ruhn-Bieliz: Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Ein Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung. Mit einem Vorwort von Univ.-Prof. Dr. Eduard Winter in Prag (Deutschum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber, Heft 26/27), Münster i. W., Aschendorff, 1930, XII. 244 S. Mit 5 Karten im Text und 23 Abbildungen auf 12 Tafeln. Geheftet 12.30 Rm.; gebunden 13.90 Rm.

Das Buch bestrebt sich, eine Darstellung der jungen deutschen Sprachinseln in Galizien, nämlich der seit 1781 gegründeten, auf allen Lebensgebieten zu geben. Es streift die schon anderweitig behandelte Geschichte der Einwanderung nur kurz, geht aber näher ein auf die Größenordnung und räumliche Gliederung der Stamm- und Tochteriedlungen. Dabei treten zum erstenmal die Unterschiede zwischen der polnischen und ukrainischen Umwelt einerseits, zwischen den beiden Kolonistenstämmen der Pfälzer und Deutschböhmern anderseits in Erscheinung, die nun in fast sämtlichen Kapiteln wiederkehren. So bei der Darstellung der Einwurzelung der Siedler in der neuen Heimat (der „Sprachinselwerdung“), bei den Wanderbewegungen, dem Zuge in die Stadt, den wirtschaftlichen, religiösen und nationalen Verhältnissen, der Bevölkerungsbewegung und Auswanderung, bei dem Verhalten gegenüber dem slawischen Bauern und der polnischen Stadt, endlich bei den einzelnen Organisationsformen. Das ukrainische Sprachgebiet im Osten bietet den Siedlern bessere Entfaltungsmöglichkeiten als das polnische im Norden. Darum ist das Ergebnis der 150-jährigen Entwicklung eine Verschiebung des Schwerpunktes der Kolonien nach dem Osten zu. Die Deutschböhmern erweisen sich gerade wegen ihrer primitiveren Artung als die Tauglicheren für den Sprachinsellkampf, die Entwicklung ihrer Kolonien ist weitaus günstiger als die der Pfälzer. Diese dagegen vermögen als die ersten die Bildung einer eigenen Intelligenzschicht zu vollziehen und stellen heute die Führer des Deutschums. Dem Buch sind 5 Karten im Text, 23 Abbildungen und eine genaue Karte der Siedlungen in Zweifarbendruck, in 3 Blättern und im Maßstabe 1 : 500 000 beigegeben, welche die Größe, Bevölkerungsgliederung, stammliche und religiöse Art und Entstehungsweise der Kolonien, sowie Kirchen, Schulen nach Klassenzahl, deutsche Häuser und landwirtschaftliche Organisationen in ihnen darstellt.

Dr. jur. Manfred Langhans-Rakeburg: Die Wolgadeutschen. Ihr Staats- und Verwaltungsrecht in Vergangenheit und Gegenwart. Zugleich ein Beitrag zum bolschewistischen Nationalitätenrecht. 1929. Im Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 und Königsberg, Pr. Veröffentlichung der „Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, Komitee zur Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und der Republik der Wolgadeutschen. 8^o. VIII, 190 Seiten.

An beiden Ufern der mittleren Wolga, um die Stadt Saratow herum, liegen über zweihundert große deutsche Dörfer und mehrere hundert kleine Niederlassungen, die, von Slawen (Großrussen und Ukrainern) und Mongolen (Kirgisen und Tataren) umgeben, in den Jahren 1764—67 dort bodenständig geworden sind und mit ihren nunmehr rund 400.000 deutschen Bewohnern eine kleine wolgadeutsche Welt für sich bilden. Da die Wolgadeutschen in den ersten 50 Jahren nach ihrer Ansiedlung schwer um ihr tägliches Brot kämpfen mußten und von aller Welt abgeschnitten lebten, ging langsam bei ihnen die Erinnerung an die deutsche Heimat verloren. Aber auch die Deutschen im Reich haben es nicht verstanden, während des 18. und 19. Jahrhunderts geistige Verbindung mit ihren Volksbrüdern im Osten zu erhalten oder neu anzuknüpfen. Die Literatur über den Stoff ist ziemlich lückenhaft. Hier liegt die innere und äußere Rechtfertigung für diese Monographie der wolgadeutschen Rechtsgeschichte. Der Verfasser ist bestrebt, zwischen „Rätejuristik“ und „bürgerliche Darstellung“ einen für beide Teile gangbaren Mittelweg in der Einstellung zu beschreiten.

Dr. Friedrich Repp: Der Werdegang des Siebenbürgischen Karpathenvereins in seinen ersten fünfzig Jahren (1880—1930). Skizziert von dessen Vorstand. Hermannstadt 1930. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. Druck der Krafft & Drotleff U. G. 8°. 136 Seiten.

Dieses Werk wurde den Festteilnehmern anlässlich der Feier seines 50-jährigen Bestehens vom Siebenbürgischen Karpathenverein überreicht und soll mit voller Absicht, aus dem Wirbel der Festtage herausgerückt, erst heute seine eingehende Würdigung finden. Wir haben in dieser überaus wertvollen Publikation nicht nur eine exakte Geschichte des Vereines vor uns, aus der der Fernersehende alle notwendigen Daten zur Entwicklung dieser Organisation mühelos und vor allem lückenlos entnehmen kann, und aus der der mit den Dingen Vertraute immer wieder neue Freude der rückerinnernden Anregung schöpft, sondern wir haben hier auch ein Buch vorliegen, das sich ungemein flüchtig in der Diktion gibt und von sonstigem Brauch vereinsgeschichtlicher Darstellung erstaunlich weit abrückt in dem beherzten Entschlusse, auf jeder Seite absolut lesbar zu bleiben. Es ist eine wahre Pracht, mit welcher Frische und mit welcher überaus hohem schriftstellerischen Können hier trockene Tatsachen verlebendigt werden. Ein anderes Mittel, Leben in die Darstellung hineinzubringen, ist die uns glücklich erscheinende Übung, an die Berichtsdinge mit einem temperamentvollen Subjektivismus heranzugehen. Nicht als ob dadurch die historische Exaktheit litte: die ist immer und, ich möchte sagen, auf jeder Seite gewahrt, nein: die Art, mit der Repp zu diesen Tatsachen Stellung nimmt, ist so herzerfrischend. Es ist dabei völlig belanglos, ob nun da in allen Fällen die Kritik zu aller Zufriedenheit ausfällt. Uns erscheint der Mut zur Kritik überhaupt lobenswert. Die Schrift ist durch eine große Anzahl von Bildern geschmückt. Wir sehen außer den Köpfen der um den Karpathenverein am meisten verdienten, jedoch schon verstorbenen Männern, wie Wolff, Bielz, Konnerth, Bruckner, Gutt, Krafft, Römer, Berger u. a. Abbildungen von fast sämtlichen Schutzhütten des Vereines, die auf dem schönen Kunstdruckpapier gut zur Wirkung kommen. Anhangsweise ist dem Werke ein Verzeichnis der Ehrenmitglieder des Siebenbürgischen Karpathenvereins nach dem Datum ihrer Wahl beigegeben, der Vereinsfunktionäre während der ersten 50 Jahre des Bestehens des Vereines, eine graphische Darstellung des Steigens seines Mitgliederstandes während dieser 50 Jahre sowie ein Namensverzeichnis des Vereinsausschusses und der Beamten der einzelnen Ortsgruppen nach dem Stande nach 1930. — Abschließend aber möchten wir sagen: hier ist das Problem, tote Vereinsgeschichte lebendig zu machen, lebend auch für den, der diesen Dingen innerlich nicht unmittelbar nahe steht, restlos geglückt. Auch wir beglückwünschen Verfasser und Verein zu seiner Ehrengabe.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Ernest Claes: Flachs Kopf. Mit einem Vorwort und mit Bildern von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Im Inselverlag zu Leipzig. 1930. Leinen 7 Rm.

Der Inselverlag in Leipzig, dem wir manche wertvolle und unvergeßliche Gestalt aus der flämischen Literatur verdanken, verschafft uns jetzt die Bekanntschaft mit einer neuen Lausbubenfigur, die sich neben Max und Morik, neben dem Lausbuben Ludwig Thomas sehen lassen kann. Er heißt zwar sehr großartig Ludovicus Verheyden. Aber alle nennen ihn „Flachs Kopf“. Abriegen wird jeder in Erinnerung an eigene Jugendstreiche mit Flachs Kopf sehr schnell Freundschaft schließen. Das Schönste freilich ist in diesem Buch die wundervolle Naturverbundenheit der Menschen. Ernest Claes erweist sich mit diesem Werke als ein echter Dichter.

Karl Heinrich Waggerl: Brot. Roman. 1930. Im Inselverlag zu Leipzig. Leinen 7 Rm.

Man hat diesem Roman Waggerls noch stets die Abhängigkeit von Knut Hamsun vorgeworfen. Ich finde das belanglos. Dieser Roman ist geschrieben in einer Sprache, die man in der Tat lateinisch nennen möchte — ihrer Klarheit und Einfachheit wegen. Stein auf Stein sind die Kapitel aufgebaut. Ohne jeden Aufwand ist die Natur gebildet, Holzschnitt, da steht sie, einprägsam, unvergeßlich in ihren großen Zügen. Hier ist hohes Maß befriedigt. Wenn ein Buch wie dieses übersehen werden sollte, dann ist an unserem Publikum zu verzweifeln. Denn dieses Buch ist Dichtung, fugenlose Dichtung. Wir verweisen auf die Leseprobe, die wir in der letzten Nummer unserer Zeitschrift brachten.

Otto Wirz: Die Flucht vor der Klugheit. Billiger Sonderabdruck von 5 Kapiteln aus dem Roman „Gewalten eines Toren“. Stuttgart 1930, J. Engelhorn's Nachf. — Broschiertes Billig-Buch (BBB) 2 Rm.

Ein Parzifal in einem Jahrhundert der Turbinen und Elektromotoren. Sein Weg durch die Zeit, durch Fabriken, Landstraßen, Zirkusbuden und magische Sphären ist von bodenloser Tiefenschau. Das Eigenwilligste, Sprachmächtigste und Visionärste, was dieses Jahrhundert hervorgebracht hat. In ihrer Bildhaftigkeit maßlos erregende Schöpfungen. So schrieb Frank Thieß über „Gewalten eines Toren“, und ähnlich urteilten noch viele unserer hervorragendsten Köpfe. Um dem für unsere Literatur bedeutenden Werk nicht nur eine Tiefenwirkung, sondern auch ein Wirken in die Breite zu sichern, hat der Verfasser die fünf schönsten und wesentlichsten, dabei zusammenhängenden und in sich abgeschlossenen Kapitel für eine billige Sonderausgabe ausgewählt, die der Verlag in der Reihe seiner beliebten „Broschierten Billig-Bücher“ (BBB) unter dem Titel „Die Flucht vor der Klugheit“ herausbringt.

Werner Fabian: College Girls. Ein Roman unter amerikanischen Studentinnen. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Hans Reifiger. Im Verlag Ullstein. Berlin 1930. Preis 3.50 Rm., Lw. 5 Rm.

Dieses Buch ist frisch und flott geschrieben und gibt sich auch in der ausgezeichneten deutschen Übersetzung ungemein lesbar. Da das amerikanische College in den ersten beiden Jahren der reichsdeutschen Prima und danach erst der Universität entspricht, so haben wir es hier mit Mädchen zwischen 18 und 22 zu tun, die auch in Deutschland nur zum kleineren Teil besonders abenteuerlustig sind oder bereit, mit

dem Leben zu spielen. Kaserniert man solche Jugend, so verkrampft man ihre guten wie ihre schlechten Tendenzen. Davon nun handelt Fabian ebenso interessant wie schonungslos. Man hat es hier mit einem lesens- und beachtenswerten amerikanischen Roman zu tun, der einen mit Kritik begabten Leser an ein besseres Verständnis des amerikanischen Collegirls und damit sogar der Amerikanerin heranführen kann.

Inhalt

Die Landwirtschaftskrise und die Aufgaben unserer sächsischen Landwirtschaft vom Abgeordneten Fritz Connert-Hermannstadt.

Moderne Grünlandwirtschaft von Universitätsprofessor Dr. Zorn, Breslau-Tschechnitz.

Die Not der Bäuerin und ihre Folgen in Deutschland von Universitätsprofessor Dr. Münzinger-Hohenheim.

Düngung und Sortenwahl im Zuckerrübenbau von Universitätsprofessor Dr. Römer-Halle a. d. S.

Der Silberfuchs und seine Zucht von F. W.

Rundschau: Karl E. v. Loesch (Zum fünfzigsten Geburtstag am 18. Dezember 1930).

— Professor Dr.-Ing. Richard Müller †. — Die Bücherspende der Deutschen Buchgemeinschaft. — Nikolaus Welter zu seinem 60. Geburtstag am 2. Januar 1931.

— Auslandsdeutschtum im Film. — Ein auslandsdeutscher Dichter stirbt. — Wiedererscheinen einer wichtigen historischen Zeitschrift.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Östland-Verlag, Hermannstadt.

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Östland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Röhnerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.